Die Gräfin von Bossut.

Die Gräfin von Bossut.

Roman

von der

Gräfin Dash.

Aus dem Französischen

von

A. Diezmann.

Zweiter Theil.

Leipzig,
W. Einhorn's Verlag.
1856.

1.
Rache.

Die Königin durchschaute sie; sie kannte dieselbe lange und wußte, daß sie heftig, aber gutherzig sei. Da sie nun an diesem Tage heiterer Laune war, wollte sie ihr Vergnügen dadurch nicht stören lassen, daß sie dem Zorne der Prinzessin freien Lauf ließ. Die Herzogin von Chevreuse, dieses beobachtend, sagte leise zu ihrer Schwiegertochter:

„Die ehemalige Geliebte des Königs Heinrich wird heute bei der Königin nichts ausrichten.“

Sie machte ihre Verbeugung und schoß Pfeile auf ihre Feinde aus ihren Augen, die sonst so furchtbar gewesen waren, aber ihre Gewalt nun verloren hatten. Anna von Oesterreich ließ ihr den Sessel bringen, erwiederte die Verbeugung mit der liebenswürdigsten Geberde und fragte, warum sie so spät komme.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, welche Zeit es ist.“

„Haben Sie dieselbe vergessen, Cousine? Da; das wird Sie vielleicht daran erinnern.“

Sie nahm bei diesen Worten eine dicke runde Uhr, ein Meisterstück der Kunst jener Zeit, von ihrer Seite, und gab sie ihr.. Die Prinzessin mußte dankend lächeln.

„Ehe sie ihr Klagen gestattet heute, schenkt sie ihr lieber den Louvre,“ fuhr die Herzogin von Chevreuse fort.

Die Herzogin von Longueville sah ihre Mutter verwundert und fragend an. Anna von Oesterreich rief den Herzog von Anjou, den kleinen Bruder Ludwigs XIV., welcher mit den Hoffräuleins neben ihr spielte.

„Geh, mein Sohn, und zeige der Frau Prinzessin den schönen Diamanten, den Dir der Herr Cardinal gegeben hat. Sie versteht sich so gut auf Juwelen und wird sogleich seinen Werth erkennen.“

Der kleine Prinz, ein engelschönes Kind, gehorchte. Der junge König saß ernst neben seiner Mutter und musterte die Umgebungen mit dem Beobachtungstalent, das er sein ganzes Leben lang behielt, während sein Bruder entzückt den ersten der zwölf Mazarins, den ihm der Cardinal am Morgen geschickt hatte, in die Hand Charlottens von Montmorency legte. Er flüsterte auch der Königin ins Ohr:

„Fragen Sie doch die Frau Prinzessin, was sie beschäftigt. Sie sieht so bewegt aus.“

„Ich sehne mich nicht es zu erfahren, mein Sohn; die Frau Prinzessin würde heftig werden; das machte Aufsehen und ich will nicht zerstreut sein.“

Der junge König ließ einen Augenblick den Kopf sinken, dann richtete er ihn wieder empor, sah seine Mutter an und fragte:

„Sagten Sie mir gestern nicht, eine Königin, ein König müßten Alles wissen?“

Diese Bemerkung brachte Anna von Oesterreich fast aus der Fassung, doch entgegnete sie:

„Allerdings, aber Alles hat seine Zeit; ich werde die Frau Prinzessin später fragen.“

„Madame," sagte diese, die immer röther wurde und zwar eben weil man sie nicht fragte.

„Was wünscht meine Cousine? Sie sind nicht wohl, wie ich sehe, Sie wünschen vielleicht mit Ihrer Frau Tochter allein zu sein? Frau von Brassac, Frau von Motteville, geleiten Sie doch die Prinzessin in meine Gemächer.. Ein wenig Luft..., es ist so warm hier."

„Madame.."

„Es sind zu viele Leute hier," fuhr die Königin in jenem stolzen Tone fort, der ihr eigen war, „viel zu viele, als daß wir mit einander sprechen könnten. Gehen Sie mit der Longueville in mein Cabinet; dort sehen wir einander wieder."

Es war in der That die höchste Zeit, denn die Prinzessin erstickte fast. Mit großen Schritten ging sie nach dem Betgemach der Königin und sie winkte dabei mit dem Fächer der Herzogin von Longueville ihr zu folgen. Diese eilte der Mutter nach, denn sie konnte sich die Aufregung und den Zorn derselben nicht erklären. Sobald sie in das Cabinet getreten waren, drehte sich die Prinzessin zu den Damen der Königin um, dankte ihnen und sagte:

„Erlauben Sie, meine Damen, daß ich einen Augenblick allein bleibe; meine Tochter ist ja bei mir. Sobald ich mich besser fühle, komme ich zurück. Meinen unterthänigsten Dank an die Königin."

„Aber," fiel Frau von Brassac ein, „wenn Ew. Hoheit etwas bedürfen..?"

„Nichts, nichts als meine Tochter und Einsamkeit, meine Damen," entgegnete sie ungeduldig.

Sie entfernten sich endlich und ließen Mutter und Tochter allein.

„Mama, was ist denn geschehen?“ fragte die junge Herzogin in der graziösen Ungezwungenheit, die sie besaß; „Sie sehen so aufgeregt aus.“

„Meine Tochter, ich bin der Gegenstand entsetzlicher Verleumdungen gewesen, und man hat mir tausenderlei Dinge, die meinem Herzen so fern lagen wie meinem Wunsche, schuld gegeben; dennoch habe ich niemals so viel gelitten als heute, denn damals litt ich meinetwegen, heute leide ich um Deinetwillen.“

„Um meinetwillen?“

„Ja, um Deinetwillen. Vor allen Dingen mußt Du mir versprechen, ganz offen zu sein. Es ist ein ernster Augenblick und ich kann Dich nicht vertheidigen, wenn Du mir nicht beistehest. Antworte mir also, wenn auch nicht mit klaren Worten: hast Du einen Liebhaber?“

„Nein, Mama,“ antwortete die Herzogin unbefangen.

„Du hast nie einen Liebesbrief geschrieben?“

„Nein, Mama.“

„Der Graf von Coligny ist Dir nichts?“

„Er liebt mich, Mama.“

„Und Du?“

„Er gefällt mir.“

„Er weiß es?“

„Nein.“

„Er zweifelt nicht an Deiner Strenge und Deiner Tugend?“

„Nein.“

Die Herzogin von Longueville sagte vielleicht die Wahrheit nicht ganz, aber ihre Mutter war befriedigt.

„Ich kann also widersprechen und Gerechtigkeit verlangen?“

„Ach, Mama," entgegnete die Herzogin von Longueville etwas beunruhiget, „ich möchte doch erst wissen, um was es sich handelt. Auch habe ich wohl ein Recht dazu, da es meine Ehre betrifft."

„Der Herzogin von Montbazon intriguirt gegen Dich."

„Darüber wundere ich mich nicht."

„Sie streut Verleumdungen gegen Dich aus, und bringt Beweise bei, die fast unwiderleglich zu sein scheinen. Sie hat Briefe."

„Von wem?"

„Das weiß ich nicht; sie schreibt sie Dir zu und meint, sie wären an den Herrn von Coligny gerichtet."

„Dann fürchte ich nichts, denn ich habe nie ein Wort an ihn geschrieben."

„Ich darf also läugnen?"

„Mit voller Sicherheit."

„So ist es gut; die Frau von Montbazon soll es bereuen."

„Was gedenken Sie zu thun, Mama?"

„Was ich zu thun gedenke? Die Montbazon soll gut machen, was sie verdorben hat, sie soll sich öffentlich bei Dir entschuldigen und ihre Worte zurücknehmen."

„Mama, Mama, sollte dies Heilmittel nicht schlimmer sein, als das Uebel selbst? Werden nicht Streitigkeiten daraus erfolgen, vielleicht Kämpfe auf Leben und Tod? Wird mein Bruder, wenn er zurückkommt, billigen, daß man solches Aufsehen um meinen Namen gemacht hat? Wäre es nicht besser, die ganze Sache fallen zu lassen?"

„Ich begreife Dich nicht, Kind! Aufsehen! Kann irgend ein Aufsehen Personen von unserm Stande erreichen? Willst Du zugeben, daß Unverschämte, Bastarde,

ehrlose Weiber das Haus Condé antasten? Die Montbazon! Ein freches Weib, das Dir den Gatten entzieht!"

„Ach, sie mag ihn behalten!"

Der arme Herzog von Longueville! Genau dieselbe Antwort, welche die Herzogin von Montbazon über ihn gab! Niemand wollte ihn haben.

„Kind, laß solche Reden nicht hören, oder Du bist verloren."

„Mama, ich bitte dringend, gehen Sie nicht weiter; lassen Sie die Gerüchte unbeachtet; sie können nicht lange währen und bei der Ankunft meines Bruders werden unsere Feinde verschwinden."

„Nein, nein, tausendmal nein! Ich bin nicht in die Familie Condé gekommen, um sie schmähen zu lassen. Ich werde Gerechtigkeit von der Königin fordern; sie muß sie mir geben oder..."

„Liebe Mutter..."

„Du bist feig wie Dein Vater. Morgen bei dem Lever wird uns die Königin empfangen; heute würde sie uns nicht anhören, ich kenne ihre Stimmung."

„Mama, ich gehe nicht."

„Du wirst gehen."

„Herr von Longueville wird es nicht erlauben."

„So gehe ich allein. Dann werden wir sehen.. Jetzt kehren wir zu der Königin zurück, denn sie dürfen nicht darüber jubeln, uns vertrieben zu haben. Es thut mir leid, daß ich bisher nicht mehr an mich halten konnte; jetzt habe ich alle Kraft beisammen. Ist nicht heute Abend Assemblée im Luxemburg?"

„Allerdings."

„Wir werden uns dort sehen. Im Verlauf des Tages

lasse ich einen Courier an den Herzog von Enghien abgehen, um ihn zu schnellerer Rückkehr aufzufordern. Es ist schon ganz gut, sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, aber man darf die eigenen auch nicht vernachlässigen. Sein Kopf und sein Arm vermögen mehr als alle ihre Intriguen, und vor seinem Blicke werden sie sich beugen."

Die Herzogin von Longueville sträubte sich noch eine Zeit lang, aber sie mußte doch der Mutter gehorchen. Beide nahmen dann ihre Plätze im Cercle der Königin wieder ein und zwar mit beruhigten Zügen und mit Lächeln auf den Lippen. Der jungen Herzogin nur war das Herz etwas schwer, denn sie fürchtete, der Vorgang werde den Grafen von Coligny von ihr entfernen, dessen Liebe und Galanterie ihr gefielen, dem sie Hoffnungen gemacht hatte und den sie vielleicht im Geheimen sogar liebte. Sobald er sie zurückkommen sah, trat er zu ihr. Seine Züge waren verstört; er drehte zitternd an dem Schnurbarte und konnte vor Zorn kaum athmen. Er hatte ebenfalls erfahren, was geschehen war.

„Madame," sagte er, „verzeihen Sie, wenn ich mich entferne; ich glaube, ich ersticke, wenn ich nicht bis zum Abend Jemanden umgebracht habe. Ich bitte um Ihre Befehle. Darf ich noch länger mit Ihnen sprechen? Soll ich Sie ganz meiden? Was wünschen Sie?"

„Daß Sie in Ihrem Verhalten sich gar nicht ändern und bei mir bleiben wie gewöhnlich, als ob nichts geschehen wäre. Machen Sie keinen Lärm, meine Mutter wird genug machen."

„Was verlangen Sie?"

„Ich verlange überdies, daß Sie Niemanden fordern. Darauf müssen Sie mir Ihr Wort geben."

„Aber wenn man mich fordert?“

„Wenn man Sie fordert, kann ich Sie nicht hindern, zu antworten; es ist genug, wenn Sie nicht anfangen.“

„Frau Herzogin, Sie verlangen, daß ich meine Ehre aufopfere.“

„Und ich will die meinige bewahren; wenn Sie mich also lieben...“

„Ob ich Sie liebe! Genug, ich gebe Ihnen mein Wort, ohne Ihre Befehle nichts zu thun.“

„Alle sehen uns an, aber rühren Sie sich nicht von der Stelle; ich verlange, daß Sie bei mir bleiben. Niemals — hören Sie? — werde ich Jemandem gestatten, mein Verhalten zu tadeln, das nur wir, die Königin, Herr von Longueville, meine Familie und ich, zu richten haben.“

Der Hof gewährte in diesem Augenblick einen seltsamen Anblick. Die Königin, die bereits benachrichtigt war, dachte, während sie blos mit ihrem Spiele beschäftigt zu sein schien, darüber nach, wie sie sich zu verhalten habe. Das Joch der Importans war ihr bereits lästig, es kam ihr von Tag zu Tag drückender vor, und sie sagte sich, daß sie sich an Händen und Füßen gebunden denselben überliefere, wenn sie die Partei gegen die Prinzen unterstütze. Auf der andern Seite mußte sie sich wahrscheinlich mit den Importans veruneinigen, um die Prinzen zu unterstützen. Wie also verfahren?

„Warten wir!“ dachte sie bei sich. „Heute Abend spreche ich mit dem Cardinal darüber.“

Die Factionen organisirten sich damals. Die Frauen waren im Allgemeinen, mit Ausnahme derer, welche der Parteigeist ganz verblendete, für die Frau von Longueville, die Männer dagegen, welche alle der Herzogin von Mont-

davon mehr oder weniger Dank schuldeten oder ihr einmal Dank schuldig zu sein hofften, nahmen unverholen ihre Partei. Man stritt leise, es liefen bittere Worte um, man verleumdete und höhnte, während man liebreich lächelte. Es ist ewig dasselbe Bild, wenn Menschen mit gleichen Interessen und einem gleichen Ziel beisammen sind, die Versammlung mag Hof oder republikanisches Parlament heißen. Ich meinerseits ziehe den ersteren nur darum noch vor, weil die Hofleute ihre Laster und Schändlichkeiten wenigstens verhüllen, die Republikaner dagegen dieselben in der ganzen widerwärtigen Nacktheit zeigen. Parfümirt gepuderte Laster sind weniger unangenehm, als die von Tabak stinkenden.

Am andern Tage bei guter Zeit erschien die Prinzessin in dem Cabinet der Herzogin von Longueville, um dieselbe zur Königin abzuholen.

„Ich bitte, Mama,“ sagte die schöne Geneviève, „thun Sie diesen Aufsehen erregenden Schritt nicht. Die Verleumdung, die man verachtet, schwindet sehr bald; wenn wir sie beachten, schlägt sie Wurzel und Sie werden sehen, daß die Sache nicht wieder aufhört.“

„Ich will, daß Du gerächt werdest, mein Kind; ich will, daß die Großen die Prinzen respectiren lernen; ich will, daß gewisse Frauen einsehen, sie dürfen sich nicht Alles erlauben, obgleich sie schön sind und von ihren Galanen unterstützt werden.“

„Aber, liebe Mama, haben Sie nicht selbst gestern Fräulein von Boutteville angedeutet, sie möge auf das Haus Condé nicht rechnen? Als sie von Ihnen Beistand gegen ihre Mutter erbat, Dandelot heirathen zu dürfen, antworteten Sie, Sie mischten sich nicht in die Angelegenheiten

des Adels und überließen es ganz ihm, wie er sich nach seiner Art benehmen wolle."

„Eben deshalb. Ich will dem Adel seinen Willen lassen unter der Bedingung, daß er weder mich noch die Meinigen antaste. Wenn man mich angreift, vernichte ich. Einen andern Grundsatz habe ich nicht. Und nun komm schnell!"

„Sie haben meinen Bruder benachrichtigt?"

„Ja."

„Und was sagt mein Vater?"

Die Prinzessin machte eine verächtliche Geberde und antwortete dann: „Höre ich auf den? Weiß ich, was er sagt? Weiß er es selbst? Ich habe dem Prinzen meine Jugend geopfert, jetzt geben mir, Gott sei Dank! die Jahre die Freiheit wieder. Komm!"

Die Herzogin von Longueville machte Toilette, die nicht sehr kostbar, aber auch nicht einfach war. Beide stiegen dann in den Wagen und begaben sich in das Palais Royal, um der Messe der Königin beiwohnen und unmittelbar darauf mit ihr sprechen zu können. Anna von Oesterreich ahnte was geschehen sollte, als sie die beiden Damen so früh erscheinen sah, aber ihr Entschluß stand auch bereits fest, da sie am Abende vorher mit dem Cardinal gesprochen hatte.

2.

Die Dornen einer Krone.

„Ich weiß, um was Sie mich ersuchen wollen, Cousine," sagte die Königin zu der Prinzessin, sobald sie die-

selbe in ihr Cabinet treten sah, „und Sie werden mich geneigt finden Ihnen zu willfahren.“

„Ich erwarte auch nicht weniger von der Gerechtigkeit Ew. Majestät,“ antwortete die Prinzessin, indem sie that als wolle sie sich auf die Knie niederlassen, worin die Herzogin von Longueville sie nicht nachahmte.

„Was wünschen Sie? was kann ich unter diesen Umständen thun?“

„Die Herzogin von Longueville hat die Ehre, dem Hause Bourbon anzugehören und man hat es gewagt, sie zu beleidigen, ohne daß irgend etwas in ihrem Benehmen oder in ihren Worten als Vorwand zu dieser Beleidigung dienen könnte.“

„Cousine, antworten Sie mir aufrichtig und unter uns, sind die Briefe von Ihrer Hand?“

„Ich kann Ew. Majestät versichern, daß ich durchaus nichts von denselben weiß.“

„Sie wissen nicht, wer sie geschrieben hat?“

„Nein.“

„Um so besser; dann bin ich Ihnen doppelt Gerechtigkeit schuldig für die Beleidigung und für die Verleumdung. Frau von Montbazon wird sich bei Ihnen entschuldigen.“

„Werden Ew. Majestät den Muth haben, dies unbedingt zu verlangen?“

„Den Muth, Herzogin?“ wiederholte die Königin verletzt. „Worin habe ich es bis jetzt an Muth fehlen lassen?“

„Die Herzogin von Chevreuse hat die Ehre, durch die Königin ausgezeichnet zu werden; der Herzog von Beaufort und das Haus Vendome stehen ebenfalls in ihrer Gunst; man wird Ew. Majestät bitten und vielleicht von dem Vor=

haben abbringen. Die Königin möge mir verzeihen, aber es ist leicht begreiflich, daß sie unsern Schmerz vor der Freundschaft vergißt.“

„Sie verdienen in der That, daß es also wäre, weil Sie sich einen solchen Zweifel erlauben.“

„Ich bitte um Vergebung.“

„Ich vergebe einer Mutter, die ihre Tochter vertheidiget, und werde nichts destoweniger Ihre ergebene Freundin sein, aber Sie beleidigen mich in der That. Beunruhigen Sie sich nicht, ich werde noch heute Abend mit der Herzogin von Montbazon oder vielmehr mit ihrer Schwiegermutter sprechen. Es ist eine Familienangelegenheit zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Rohan. Wenn Sie nicht alle so leichtfertig wären, meine Damen, würden Sie keine solchen Verlegenheiten bereiten.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Herzog von Beaufort trat ein. Anna von Oesterreich runzelte die Stirn.

„Was soll das? Wer hat Sie so kühn gemacht, ohne meinen Befehl hier zu erscheinen?“

„Madame.. gewöhnlich..“ stammelte der arme Herzog, der nichts weniger als einen solchen Empfang erwartete.

„Gewöhnlich,“ entgegnete die Königin, „empfange ich Sie, wenn es mir beliebt, allerdings, keineswegs aber, wenn sich ein Prinz oder eine Prinzessin meiner Familie hier befindet. Die Herren Importans heben die Köpfe recht hoch; ich werde sie aber wohl zu beugen verstehen, verlassen Sie sich darauf. Man soll sehen, daß ich das Scepter führen kann. Verlassen Sie uns.“

Der Herzog von Beaufort war nicht der Mann, der schnell nachgab und sich so fortweisen ließ. Er hatte Zeit

gehabt sich zu sammeln und das Blut Heinrichs IV. kochte in ihm.

„Ich bitte um Vergebung, aber Ew. Majestät werden sich nicht weigern mich anzuhören, sobald Sie vernehmen, daß ich nur erschien, eine Gerechtigkeit zu erbitten.“

„Sie Gerechtigkeit und gegen wen?“

„Gegen Ihren Minister, der sich unterstanden hat, mir die Admiralsstelle abzuschlagen, obgleich die Königin mir erst gestern noch ihr königliches Wort gab, die Stelle dem Herrn von Brezé zu entziehen, um sie mir zu geben, da ich darauf Anspruch habe durch meine Geburt und...“

„Und Ihre Verdienste, ohne Zweifel“, unterbrach ihn die Königin lächelnd. „Haben Sie das Meer einmal gesehn?“

Der gute Herzog von Beaufort war so muthig wie sein Vater, aber ein Spott brachte ihn sofort in Verlegenheit; lieber hätte er sich vor eine Kanone gestellt, als einem Spotte sich ausgesetzt. Gewöhnlich zog er sich dann mit einer Derbheit aus dem Spiele, gegen die Königin aber durfte er sich etwas der Art nicht erlauben, und so blieb ihm nichts übrig als zu schweigen und sich zu entfernen. Er war nach seiner gewöhnlichen Art keck hereingetreten, um sich zu beklagen, weil er gar nicht daran zweifelte, daß sein Gesuch werde erfüllt werden, also auch nicht daran dachte, daß er im Angesichte seiner Feinde eine moralische Ohrfeige erhalten könnte. Jetzt empfing er sie und die Gesichter der Prinzessinnen strahlten von Freude.

„Madame,“ antwortete er endlich, „ich weiß nicht, ob ich das Meer gesehen habe, ich weiß dagegen, daß in der Zeit als Ew. Majestät gefangen, und in Noth waren, als Jedermann Sie von sich wies und das Haus Condé, nament-

lich die Frauen in demselben sich scheuten, Ihnen nur einige Zuneigung zu beweisen, wir, ich und die Meinigen, uns aufopferten, uns der Gefahr, der Ungnade, und dem Verluste unseres Vermögen und unserer Stellung aussetzten, um Ihnen beizustehen, sogar gegen den höchstseligen König selbst. Das weiß ich und wenn Ew. Majestät es über den Hanswurstiaden eines italienischen Pfaffen oder über der Hochnäsigkeit einer alten Sünderin vergessen, so kann ich Ihnen kein Compliment darüber machen." Nach diesen Worten verbeugte er sich bis zum Boden, öffnete die Thür und schritt hinaus.

Die Königin wurde blaß, machte eine Bewegung, um sich zu erheben und rief dann mit fester Stimme:

„Guitaut!"

Der alte Capitain ihrer Wache, der ihr ganz ergeben war und von Eisen zu sein schien, ihre Thür weder am Tage noch in der Nacht verließ, trat ein.

Sie hatte sich aber wahrscheinlich eines Andern besonnen, denn in dem Augenblicke, als Beaufort zu seinem Bruder sagte, dem er sogleich begegnete: „die Königin ruft Guitaut; sie wird mich verhaften lassen" und, als die beiden Prinzessinnen einander bereits triumphirend ansahn, sagte sie dem Capitain:

„Man sorge dafür, daß binnen einer Stunde Alles bereit sei, denn der König will eine Jagd in St. Germain ansehen."

Es war fast ein Theatercoup.

„Nun, meine Damen," fuhr sie fort, „Sie werden mir folgen. Ich verspreche Ihnen schnelle Justiz, Sie dürfen sich auf mich verlassen."

„Noch ein Wort, wenn die Königin es erlaubt," sagte die Prinzessin.

„Was?“

Kein Gesicht war so stolz als das Anna's von Oesterreich, sobald sie wollte und die Prinzessin, die doch daran gewöhnt war, wurde jetzt durch ihren Blick fast in Verlegenheit gebracht.

„Die Beleidigung ist öffentlich erfolgt,“ sagte sie jedoch, „hoffentlich wird die Genugthuung auch eine öffentliche sein.“

„Allerdings; so verstehe ich es.“

Und eine Geberde verabschiedete die Prinzessinnen.

Kaum hatte die Thür hinter ihnen sich geschlossen, so begab sich die Königin in einen geheimen Gang, welcher von ihren Gemächern zu denen des Ministers führte und der im Palais Royal heute noch zu sehn ist. Sie trat zu Mazarin in dem Augenblicke, als er es am wenigsten erwartete und — ohne wie gewöhnlich zu horchen, ob sie darin sprechen höre. Zum Glück war er allein.

„Ach,“ sagte sie, „man bringt mich noch um den Verstand mit den Anforderungen und der Keckheit.. Den Herzog von Beaufort hätte ich beinahe verhaften lassen und die Erbärmlichkeiten, die Eifersüchteleien der Damen verleiden mir das Leben. Bisweilen kommt mir die Lust an, nach Spanien zu gehen und sie es hier treiben zu lassen wie sie wollen.“

Solche Anfälle übler Laune fanden sich bei ihr ziemlich häufig ein, weshalb denn auch Giulio Mazarini von dem Buche kaum aufblickte, das er in der Hand hielt.

„Dieses Unwetter wird sich verziehen wie die andern, Madame; Sie müssen temporisiren.“

„Temporisiren! temporisiren! Ist das leicht? Werde ich nicht, um mir den Herzog von Enghien zu erhalten, den

Herzog von Beaufort und dessen Anhang von mir abwendig machen? Was werden die Pariser sagen, die ihn vergöttern? Wird er uns nicht tausend Verlegenheiten bereiten? Und das Parlament! und das Uebrige! Man könnte den Kopf verlieren."

„Sie glauben?" fragte er mit nadelfeinem Lächeln.

„Sie machen mir es wahrhaftig schwer, geduldig zu bleiben und Sie könnten mich zu einer Unbesonnenheit treiben, wenn ich sehe, daß Sie so gleichgültig bleiben und kaum auf mich hören."

„Befolgen Sie den Plan, den wir gestern verabredet haben; behalten Sie um jeden Preis den Sieger von Lens und fesseln Sie die Prinzen an sich, die früher oder später emporkommen werden. Nur ihr Ehrgeiz kann einer Partei einen Führer geben; alle andern sind illusorisch und man wird sie mit einem Fußtritte stürzen können. Fürchten Sie nichts."

„Ich habe also die Chevreuse rufen zu lassen?"

„Auf der Stelle."

„Und wenn sie sich mir widersetzt, wenn sie ihr arrogantes Wesen annimmt und sich benimmt wie eine gereizte Katze?"

„Und Sie fürchten die Chevreuse! Ach, wäre nur sie zu beseitigen!"

Die Königin entfernte sich wieder, ohne weiter etwas zu antworten und sobald sie in ihr Cabinet zurückgekommen war, gab sie Befehl, die Herzogin von Chevreuse zu ihr zu bescheiden. Jener geheime Gang in dem Schlosse, dessen sie sich unaufhörlich bediente, bestätigte, namentlich nach ihrem Tode, das Gerücht von einer heimlichen Ehe zwischen ihr und Mazarin; wahrscheinlicher ist es indeß,

daß sie ihn nur in politischen Angelegenheiten benutzte. Man glaubt freilich überall einen Roman sehen zu müssen und es war ja so „interessant," die Enkelin Karls V. durch ein unauflösliches Band mit dem illustrissimo facchino Mazarini zu vereinigen.

Die Herzogin von Chevreuse kam dem Befehl der Königin nach, und da sie durch den Herzog von Beaufort von Allem bereits benachrichtiget war, so erwartete sie einen stürmischen Auftritt. Sie verstand es einem solchen Trotz zu bieten und rüstete sich dazu. Die Königin saß an ihrem Bett und forderte sie nicht zum Sitzen auf; die Herzogin wußte aus langer Erfahrung, was das bedeute.

„Schöne Dinge habe ich erfahren," sagte Anna von Oesterreich nach einer kurzen Pause.

„Allerdings gehen am Hofe schöne Dinge vor," antwortete die Herzogin ohne alle Verlegenheit.

„Die Herzogin von Montbazon wird es so lange treiben, bis ich sie vom Hofe verweise."

„Worin konnte sie Ew. Majestät mißfällig sein?"

„Sie wissen das längst; stellen Sie sich nicht, als wäre es Ihnen unbekannt."

„Ich?"

„Ja, ja. Waren Sie nicht bei ihr, als sie jene schändlichen Briefe zu zeigen wagte?"

„Schändliche Briefe! Es sind im Gegentheil sehr galante."

„Und sie der Herzogin von Longueville zuzuschreiben!"

„Vielleicht kann sie keine solchen schreiben; ich behaupte nichts. Indessen.."

„Nun?"

„Majestät, ich weiß gar nicht, warum man ein so

großes Aufheben davon macht. Giebt es etwas Einfacheres? Man hat im Hause der Herzogin von Montbazon ein Paar Liebesbriefe gefunden und zur Unterhaltung gelesen. Einer der Anwesenden glaubte die Hand der Herzogin von Longueville zu erkennen; man gab der Vermuthung Worte, Andere sprachen es nach, einige böse Zungen brachten die Sache weiter und man redete gestern davon. Achtete man nicht darauf, so wäre heute Alles wieder vergessen. Mir könnte man zwanzig solche Briefe zuschreiben, ich würde nicht so albern sein mich darüber zu beklagen, denn die nächste Folge wäre, daß man mir vierzig zuschriebe."

„Sie!" entgegnete die Königin fast mit Verachtung.

„Ew. Majestät selbst, so mächtig und unantastbar Sie sind, müßten in einem solchen Falle schweigen. Das Gerücht hat in solchen Dingen gar nichts zu bedeuten."

„Darum haben Sie in Ihrem Leben zu so vielen Veranlassung gegeben."

„Ew. Majestät haben sich gegen mich einnehmen lassen, wie ich wohl sehe, und das ist für Ihre ergebenste Dienerin ein empfindlicher Schmerz. Ich warte indeß auf Ihre Befehle; ich werde mich rechtfertigen ohne mich zu beklagen, und die Zeit wird mich rächen."

„Ich habe Sie zu mir beschieden," antwortete die Königin, als habe sie diese Worte gar nicht gehört, „um Ihnen zu sagen, Sie möchten sich mit dem Herrn von Montbazon und den Rohans besprechen, da die Herzogin sich bei der Longueville entschuldigen muß."

„Entschuldigen?"

„Oeffentlich entschuldigen."

„Oeffentlich?"

„Ja, noch einmal, sie hat sich öffentlich zu entschuldigen. Ich verlange es.“

Die Herzogin von Chevreuse wurde vor Zorn glühend roth.

„Die Herzogin von Montbazon soll sich öffentlich bei der Herzogin von Longueville entschuldigen? Das haben Ew. Majestät nicht wohl bedacht.“

„Ich verlange es.“

„Der ganze Adel wird sich dagegen auflehnen. Das Haus Rohan vor der Frau eines Bastards von Orleans zu demüthigen!“

„Der Adel Frankreichs mag thun was er will, was ich gesagt habe, geschieht; der Stolz Ihrer Partei muß gebrochen werden. Wenn übrigens auch der große Dunois, der Vorfahr des Herzogs von Longueville, einen Balken in seinem Wappen hatte, so gehört die Herzogin dem königlichen Hause an. Das muß genügen.“

„Ich werde die Befehle Ew. Majestät der Herzogin von Montbazon überbringen, glaube aber nicht, daß sie sich denselben unterwirft.“

„Haben Sie bedacht, was Sie da sagen? Sie zweifeln, ob die Montbazon sich meinen Befehlen unterwerfe? Noch ein Wort und ich lasse Sie und Ihre ganze Clique in die Bastille bringen.“

„Thun Sie das! Ich habe genug für Sie gelitten; es wird Zeit, daß ich auch durch Sie leide. Die Undankbarkeit der Fürsten ist ja sprichwörtlich.“

Eine der auffallendsten Seltsamkeiten in jener Zeit, die daran so reich war, bestand darin, daß die stolze Anna von Oesterreich, die so leicht in Zorn zu bringen war, von ihren Günstlingen mehr als harte Antworten ertrug. Sie

wurde oft beleidigt, hörte die brennendsten Wahrheiten an und ließ sie sich gefallen, wenn sie auch in innerer Wuth Thränen darüber vergoß. In dem vorliegenden Falle fühlte sie die Gerechtigkeit des Vorwurfs und so schwieg sie, aber von ihrem Willen ließ sie sich trotzdem nicht abbringen, und so erklärte sie nochmals, die Herzogin von Montbazon müsse und werde Abbitte thun.

„Ich kann mich zu nichts verbindlich machen als meiner Familie die Befehle Ew. Majestät zu überbringen. Die Herzogin von Montbazon wird dann nach ihrem Belieben oder vielmehr nach ihrer Würde handeln. Ich weiß, daß mich an ihrer Stelle selbst die Bastille nicht bestimmen könnte, dagegen zu handeln."

Sie verbeugte sich diesmal tiefer als gewöhnlich und kehrte in den Palast Rohan zurück, wo man sie mit Ungeduld erwartete.

3.

Eine Abwesende.

Während dieser Erörterungen und Intriguen weinte die arme Honorine still in ihrem Schlosse Glimes. Sie hatte sich allein dahin begeben, wo ihre Liebe entstanden war, wo sie den hatte kennen lernen, dem sie ihr Schicksal übergeben. Das erste Gesicht, das sie erblickte, war das Gesicht Gudula's, die sie betrübt willkommen hieß, als sie aus dem Wagen stieg, und deren Blicke ihr zu sagen schienen: „Du kommst zurück? Habe ich es Dir nicht vorher gesagt?"

Sie bewies ihr übrigens Liebe ganz wie sonst und er=

kundigte sich nach dem Befinden und dem Glücke der theuren Herrin.

„Mein Glück, Gudula? Ich bin glücklich, aber leider allein.“

„Soll ich die Gitter schließen lassen wie sonst? Ist der Herr Herzog eifersüchtig?“

„Ob er eifersüchtig ist, Gudula! Er liebt mich ja.“

„So empfangen Sie Niemanden?“

„Niemanden als meinen Vetter Hane, der wohl kommen wird, um mir Nachrichten zu bringen.“

„Ach, Madame, Sie lieben viel zu sehr! Und Alles haben Sie geopfert, Alles verloren! Wenn der Herr Graf noch lebte, wenn er sehen könnte, welchen Werth Sie auf seine Hinterlassenschaft, auf seinen Willen und seine Wünsche legen! Er wollte Sie glücklich machen; werden Sie es sein?“

„An der Ehrenhaftigkeit des Herzogs von Guise, an dem Herzen meines Heinrichs zweifeln? Wie ist das möglich?“

„Ach, Madame, er soll ja um Ihretwillen eine Andere verlassen haben. Was er einmal gethan hat..“

„Schweige!“

Gudula gehörte zu den Charakteren, die nicht brechen, die sich unter allen Umständen gleich erhalten und in ihrer Derbheit die Wahrheit nicht verhüllen können. Sie sah, daß sie ihrer Herrin unangenehm wurde, aber sie schlug darum die Augen nicht nieder; sie ging nur betrübt fort.

„Ach,“ dachte sie bei sich, „mußte ich so lange leben, um dies mit anzusehen! Der liebe Gott schütze uns und mache es gut mit Allen! Es endet aber gewiß schlimm.“

Die Gräfin von Bossut (es wird mir schwer sie Her-

zogin von Guise zu nennen) wollte in Glimes nicht blos Ruhe und Stille suchen, sondern auch Ersparnisse machen. Am Tage nach der Abreise des Herzogs legte ihr der Intendant die Rechnungen vor und sie ersah mit schmerzlicher Verwunderung, daß ein Deficit von fünfmalhunderttausend Livres vorlag, eine in jener Zeit ungeheure Summe, welche nicht nur ihr persönliches Vermögen, sondern auch einen Theil der Hinterlassenschaft ihres Bruders verschlang. Sie fühlte also die Nothwendigkeit ihre Ausgaben bis zu dem Augenblicke zu beschränken, in welchem sie zu ihrem Gemahle nach Frankreich sich begäbe, bis zu dem Augenblicke also, den sie unabläßig herbeisehnte, der sich aber immer weiter in die Ferne zu ziehen schien.

Schon am ersten Abend nach ihrer Ankunft, als sie sich allein in einem Zimmer sah, in welchem sie ihre schönsten Stunden gelebt hatte, begann sie heftig zu weinen. Dann fühlte sie sich gedrungen, sich im Gebet an Gott zu wenden. Sie kniete also nieder und flehete Gott um Kraft an, die schmerzliche Trennung zu ertragen, welche ihr das Herz brach.

„Herr, Herr Gott,“ wiederholte sie, „habe ich gesündigt, weil ich ihn geliebt?“

Und das Erwachen am andern Morgen! Und der lange Tag! Und die andern, die dem ersten glichen! Ihr Leben schien gänzlich zertrümmert zu sein.

Sie schrieb unaufhörlich, jeden Tag; sie erzählte ihre Gedanken und hätte sie ihm in jeder Minute mittheilen mögen. Je größern Schmerz sie litt, um so mehr kräftigte sich ihre Liebe. Es kam ein recht zärtlicher Brief an, der sie mit Freude erfüllte, dann zwei und noch einer, darauf ein kälterer und nun folgte eine lange, dann eine noch

längere Pause. Wenn sie fragte: „wann sehen wir uns wieder?" antwortete er: „bald," — „später" — „ich weiß nicht." Und die arme Frau ließ den Kopf sinken und wartete. Sie wagte es sich selbst nicht zu sagen, daß er sie doch recht wenig liebe, da so geringe Hindernisse ihn zurückhielten.

„Ach, wenn ich es wäre!"

Tage, Wochen, Monate vergingen so. Eines Morgens saß sie in ihrem Gartenhaus in träumerischem Sehnen wie gewöhnlich, als sie Gudula mit einem Papiere in der Hand schnell ankommen sah. Gudula hatte, wie man weiß, allein das Recht in jenes Asyl einzutreten.

„Ein Brief aus Frankreich, Madame!" rief sie erfreut. „Der Bote wartet auf Antwort."

„Heinrich ruft mich zu sich!"

Das war ihr erster Gedanke und sie konnte kaum das Schlagen ihres Herzens niederhalten. Sie erbrach das Siegel, ohne auf das Wappen zu sehen und las:

„Sie sind eine sehr gutmüthige, vortreffliche Frau und verdienen einen Freund zu finden. Sie haben auch einen, der sich beeilt, Sie von dem zu benachrichtigen, was Ihnen bevorsteht, damit Sie es abwenden, denn noch ist es Zeit. Sie werden betrogen und hintergangen; man bereitet Ihnen dasselbe Schicksal vor, wie einer Andern, die von höherer Geburt war als sie und Ihnen weder an Schönheit noch an Geist nachstand. Der Mann, mit dem Sie verbunden sind, dem Sie Alles geopfert haben, spielt am französischen Hofe den Liebhaber aller Damen. Er versichert, er sei so wenig verheirathet als Erzbischof und erklärt, es binde ihn durchaus kein Band. Unter den Nebenbuhlerinnen, die Ihnen die Ueberreste seines Herzens entziehen, befindet sich

auch Eine, die es Ihnen ganz rauben wird. Für die Andern begeht er tausend Seltsamkeiten, er hat sich geschlagen, er hat ihre Schönheit über Alles gestellt, aber dies ist noch nichts; die Eine übertrifft sie und wird, glauben Sie mir, sein und Ihr Schicksal bestimmen.

„Sie können nur noch Eines versuchen: reisen Sie ab, reisen Sie sofort ab, erscheinen Sie ungescheut in dem Palaste Guise. Fordern Sie was Ihnen gebührt. Die verwittwete Herzogin empfängt Sie vielleicht nicht am freundlichsten, denn sie liebt Sie nicht; aber was liegt daran? Kommen Sie! Ein Tag der Verzögerung kann Alles verderben, denn das schöne Mädchen, das er anbetet, liebt ihn nicht; nur der Ehrgeiz treibt sie, sie will Herzogin sein und wird ihn bei dem Worte nehmen. Wenn Sie dies lesen, hat sie ihr Ziel vielleicht schon erreicht.

„Sobald Sie in Paris sind, werde ich mich zu erkennen geben und Sie dürften sich über meinen Namen wohl nicht wundern. Sie rechnen nicht auf mein Interesse und müssen doch daran glauben, da es in der Wirklichkeit besteht. Ich thue was ich kann; wenn Sie mir nicht glauben, schreiben Sie Ihr Unglück nur Ihnen allein zu. Sie lieben ihn vielleicht zu sehr, als daß Sie mir Vertrauen schenken mögen; dann beklage ich Sie sehr, denn die Wogen des Meeres, die Wolken des Himmels und die Wirbel des Sandes sind nicht unbeständiger als die Gefühle Heinrichs von Guise.

Ein Freund."

„Kommen Sie! Kommen Sie schnell! Versäumen Sie keine Stunde!"

Als die Gräfin diesen Brief mit der festen Ueberzeugung zu lesen anfing, er sei von ihrem Gemahl geschrieben, verstand sie ihn Anfangs gar nicht und wiederholt mußte

sie die ersten Zeilen lesen. Dann las sie weiter, während die Gedanken in ihrem Kopfe chaotisch unter einander wogten, und sie mußte ihn zum dritten Male lesen, um ihn ganz zu verstehen.

„Gudula! Gudula!“ flüsterte sie. „Da, lies; verstehst Du es?“

Sie reichte ihr den Brief hin, welchen die treue Dienerin langsam überlas, da ihre Lesefertigkeit nicht groß war. Ihre Anhänglichkeit an die geliebte Herrin aber förderte ihr Verständniß, sie errieth Alles, warf sich vor der Armen auf die Knie und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Frau Gräfin,“ sagte sie — und so nannte sie Honorinen oft — „wollen Sie mich anhören? Wollen Sie mir glauben?“

„Ja, ich höre Dich an, ja, ich glaube Dir. Sprich!“

„Sie lieben den Herrn Herzog?“

„Ob ich ihn liebe!“

„Sie können nicht ohne ihn leben?“

„Nein, lieber will ich sterben.“

„Sie ziehen ihn Ihrer Ehre, Ihrer Würde, Ihrem Namen und Allem vor, was Sie von Ihren Vorfahren erhalten haben, Ihren Kindern wiedergeben müssen?“

„Ach, Gudula, ich wage nicht darauf Ja zu sagen.“

„Arme, liebe Herrin, mir können Sie Alles sagen. Da Sie sich aber doch scheuen, so hoffe ich, daß Sie mit einigem Muthe..“

„Nie! Nein!“

„Doch, doch, Frau Gräfin! Glauben Sie an die Anhänglichkeit und an die liebevolle Verehrung Ihrer niedrigsten Dienerin. Ich bin sehr unwissend, aber ich habe Sie so lieb! Der Mann hintergeht Sie, er wird Sie

hintergehen und Sie Ihr ganzes Leben hindurch unglücklich machen. Schon hat er Ihr Vermögen zerrüttet, nun wird er Ihr Herz brechen. Nehmen Sie allen Ihren Muth zusammen! Richten Sie sich auf, Gräfin von Glimberghe, Gräfin von Bossut, Stolz und Zierde Flanderns! Jener Mann verläugnet Sie, — verläugnen Sie ihn! Jener Mann will das Band lösen, das ihn an Sie bindet, — kommen Sie ihm zuvor! Verlangen Sie, umgeben von Ihren Verwandten, Schutz und Gerechtigkeit von der Erzherzogin-Statthalterin; sie wird sie Ihnen nicht versagen. Waffnen Sie gegen den Verräther den ganzen Adel unseres Landes, unter dem so viele Helden sind. Das Banner Ihrer Ahnen wehte auf dem heiligen Grabe neben dem Gottfrieds von Bouillon; lassen Sie es nicht beschimpfen, nicht unter die Füße treten durch diesen Lothringer, dem nichts heilig ist. Sie sind die Schönste, die Edelste, die Hingebendste; zeigen Sie auch den größten Stolz! Wollen Sie es? Können Sie es?"

„Gudula, ich möchte es wohl, aber ich kann es nicht, — ich liebe ihn."

„Frau Gräfin, daran stirbt man, aber man macht ein Herz Koketten nicht streitig. Man fügt sich still und betet. Verzeihen Sie mir die Freiheit, die ich mir nehme. Ich sah Sie zur Welt kommen, kann mich aber nicht entschließen, Ihr Unglück, Ihr Verderben zu sehen, und werde Sie durch alle möglichen Mittel zu hindern suchen. Das beste Mittel ist: verachten Sie den Mann und geben Sie ihn auf."

„Ich liebe ihn!"

„Sie lieben ihn! Was hindert dies? Ich liebe Sie auch, würde Sie aber lieber auf der Stelle sterben als

Ihren Namen erniedrigen, Ihr Herz einem solchen Manne nachwerfen sehen. Er wird Sie von sich weisen und Sie verspotten."

„Gudula, wenn ich meine Mutter hätte!" rief die Unglückliche schluchzend, „aber ich bin verwaiset und habe nur Dich."

„Wissen Sie, woran Ihre Mutter gestorben ist? Ich habe ihren letzten Seufzer empfangen und will es Ihnen sagen."

„Nun?"

„Ihre edle Mutter liebte den Vater des jungen Amanieu, den Sie dem betrügerischen Manne nachgeschickt haben. Er liebte sie auch; er schlug sich für sie und um ihretwillen wurde er von seinem Gegner getödtet. Beide aber sprachen diese ihre Liebe niemals aus; niemals gab ihnen ein Blick oder ein Lächeln den Trost, sich verstanden zu wissen — bis zum letzten Augenblicke, als sie einander in meiner Gegenwart sahen. Ein stummer Händedruck enthüllte ihre gemeinschaftlichen Schmerzen. Ihre Mutter starb an dieser Liebe für einen Mann, der sie verdiente und der für sie starb. Aber ihre Pflicht, ihre Ehre, ihr Name? Die vergaß sie nie. Ihre Thränen der Verzweiflung weinte sie nur an meinem Halse; die Welt glaubte, der liebe Gott habe sie durch einen gewöhnlichen Unfall zu sich genommen, für mich ist sie eine Heilige, denn sie opferte sich ihrem Herzen, ihrer Pflicht auf."

„Meine Pflicht ist es ihn zu lieben; ist er nicht mein Gatte?"

„Nein, er ist es nicht; nein, er kann es nicht sein. Zuerst hat der Sünder den Altar verlassen und seine Schwüre gebrochen, um eines Mädchens willen, die er dann hinter-

ging wie Sie, mit der er sich verheirathete wie mit Ihnen, und die vor Gott sein Weib ist wie Sie, mehr als Sie, denn er verließ sie um Ihretwillen."

„Nein, nein!"

„Schlagen Sie doch die Augen auf und sehn Sie um Gotteswillen, liebe Herrin, was aus Ihnen geworden ist und was weiter aus Ihnen werden wird, wenn Sie nicht einen edlen Entschluß fassen. Sie müssen unfehlbar zu demselben Ziele kommen, aber Sie werden freiwillig, würdevoll dahin gelangen, nicht in den Staub getreten werden. Sie werden Heinrich von Guise nicht wiedersehen, was Sie auch thun mögen."

„Schweig!"

„Sie werden ihn nicht wiedersehen, sage ich Ihnen, wenn Sie nicht etwa dem treulosen Rathe in dem Briefe folgen, wenn Sie sich nicht vor ihm, vor seiner Familie, vor der Königin von Frankreich auf die Knie werfen und Ihre Rechte fordern. Die Ehre haben Sie bereits verloren, die Rache werden Sie auch verlieren."

„Ich mag Dich nicht länger anhören; Du mißbrauchst meinen Schmerz und meine Lage, Du beleidigst mich."

„Nein, ich öffne Ihnen nur die Augen."

„Das Licht, das Du mir vorhältst, blendet mich."

„Liebe Herrin, um Gotteswillen, bei dem Andenken an Ihre Mutter..!"

„Geh, gieb die nöthigen Befehle, ich werde sogleich abreisen."

„Ich gehe nicht. Sie mögen mich tödten, wenn Sie wollen, aber diesem Befehle komme ich nicht nach. Ich hänge mich an Sie, ich folge Ihnen, ich werfe mich unter

die Räder Ihres Wagens und nur über meinen Leichnam kommen Sie weiter."

Während Gudula so sprach, überlas die Gräfin jenen schrecklichen Brief nochmals. Sie legte ihn aus, sie suchte in jedem Worte besondere Bedeutung und in jedem fand sie einen Dolch, der sich ihr tief in das Herz bohrte.

„Er liebt mich nicht mehr!" flüsterte sie endlich im Tone der tiefsten Verzweiflung.

„Er hat Sie auch nie geliebt. Er wollte Sie besitzen, das ist ihm gelungen; nach Befriedigung seiner Wünsche kam die Sättigung und Sie sind ihm nun eine Last."

„Grausame!"

„Ja, ich bin grausam, aber doch Ihre beste Freundin. Hören Sie auf mich!"

Die Gräfin von Bossut schlug die Augen nach dem Himmel auf.

„Du kannst Recht haben, Gudula, aber warum willst Du nicht Mitleid mit mir haben? Warum sagst Du mir so rücksichtslos eine Wahrheit, die mich umbringt?"

„Weil die Zeit der Muthlosigkeit und des Zögerns vorüber ist und ich Sie völlig ermuntern muß. Ich beschwöre Sie, liebe Herrin, reisen Sie, reisen Sie, aber nicht nach Paris, sehen Sie diese verfluchte Stadt nicht, die Stadt der Ketzer und Hugenotten, wo man alle Tage und jede Minute des Tages Gott in Worten und Handlungen verläugnet. Reisen Sie nach Brüssel; werfen Sie sich der Erzherzogin zu Füßen, verläugnen Sie den, der Sie verläugnet, führen Sie den Stoß, den man Ihnen bestimmt und dann weihen Sie sich Gott und der Einsamkeit; das steht Ihnen frei. Sie sind die letzte Ihrer Familie; Niemand hat ein Recht, sie wegen Ihres

Schmerzes zur Rechenschaft zu ziehen und Ihre Ehre ist gewahrt."

„Wer mag die Frau oder vielmehr das Mädchen sein?"

„Was liegt an dem Namen? Für Sie hat sie keinen; sie ist Ihre Nebenbuhlerin, sonst nichts. Verachten Sie sie, wie Sie ihn verachten müssen. Sie mögen beisammen bleiben; sie sind einander würdig."

„Nein, nein; ich kann es nicht, ich entsage ihm nicht, ich will ihn haben und mache ihn der ganzen Welt streitig, denn er ist mein."

„Ach, kann die letzte Glimberghe, die Gräfin Honorine von Bossut sich so tief erniedrigen!"

„Du hast nicht geliebt, Gudula, sonst würdest Du mich verstehen und nachsichtig sein."

„Welches Weib hätte nicht geliebt, Madame?" entgegnete Gudula schwermüthig. „Welche von uns, wie alt sie auch sein mag, denkt nicht zurück an ihre Zeit der Liebe, und welcher schlüge bei dieser Erinnerung das Herz nicht schneller? Ja, auch ich habe geliebt, auch ich bin geliebt und dann betrogen worden. Ich vergaß ihn dann oder stellte mich wenigstens so, als vergäße ich ihn und widmete mein Leben dem Hause meiner Gebieter. Da hat sich endlich mein Schmerz und mein Sehnen beruhiget und ich liebe nicht mehr. Und ich heiße nicht Honorine von Glimes und habe keinen hohen Namen zu vertheidigen!"

Die Gräfin weinte, denn sie sah, wie alle liebenden Frauen, nur ihre Liebe und ihren Geliebten. Alle andern Rücksichten schwanden vor der Besorgniß ihn zu verlieren. Sie wagte zwar nicht zu ihm zu eilen, denn das lebendige Gewissen, Gudula, stand vor ihr, um sie daran zu hindern, aber doch flogen alle ihre Gedanken unaufhaltsam nach ihm

hin. Ein Verbrechen erschien es ihr, freiwillig sich von Heinrich von Guise zu trennen, seine Liebe zu verläugnen, Gerechtigkeit und Rache gegen ihn anzurufen.

„Gudula," sagte sie, „ich werde es nicht im Stande sein. Meine Zunge würde vertrocknen und meine Augen erlöschen. Ihn ächten vor Europa, seine Schande Allen enthüllen? Nein, das ist nicht möglich. Ich werde reisen, ich werde zu ihm eilen, denn er hat sich gewiß nur auf kurze Zeit verirrt. Wenn er mich sieht, wird er um meinetwillen alle vergessen. Wenn er sieht, wie sehr ich ihn liebe — ich habe es ihm noch nicht gesagt, mußt Du wissen — wird er in meine Arme zurückkehren und mich auch hierher begleiten, wo wir wieder und immer glücklich sein werden."

„Und wenn er Sie von sich weiset, wenn er die Andere so liebt, um Sie ganz zu opfern? Wenn er Sie unter die Füße tritt, werden Sie sich auch so weit erniedrigen?"

„Nun, Gudula, so will ich warten. Er wird später zu mir zurückkommen, wenn die Andere ihn unglücklich gemacht hat, wenn er das Bedürfniß fühlt, anders und stärker geliebt zu werden."

„Und wenn er nicht zurückkommt?"

„Dann sterbe ich, Gudula."

Die alte Dienerin stürzte sich auf die Hand der geliebten Herrin und küßte sie unter Thränen.

„Ach, die Fremden! die Fremden!" sagte sie schluchzend. „Hätten Sie einen Herrn aus unsern guten alten wallonischen Geschlechtern gewählt, Einen, der Ihnen gleich stand, würde er Sie nicht verlassen haben. Und fehlte es an solchen Herren bei der Frau Fürstin? Sind sie nicht

schön, adelig und tapfer? Die Fremden! Kann einer Flamänderin ein Fremder jemals etwas Gutes bringen?"

„Nun gleiche ich der armen Marcelle, aber leider kann ich nicht mit ihr singen:

„Das Herz sagt mir, er kehrt zurück!"

Der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, war herzzerreißend. Es lag so tiefer, gewaltiger und doch so milder Schmerz darin, kein Gedanke an Rache, nur der Ergebung — sich zu opfern und zu leiden. So saß sie wohl eine Stunde da. O welch verkannter Schatz! Gudula kauerte sich vor ihren Füßen nieder und weinte mit ihr, ohne weiter etwas zu sagen. Der Brief war weit von ihr hingeflogen, als sie ihn der Hand entfallen ließ.

„Gieb mir den Brief, Gudula," sagte die Gräfin; „ich will ihn noch einmal lesen. Vielleicht komme ich zu einem Entschlusse."

Gudula ging, um den Brief zu holen und sie fühlte sich dabei versucht ihn zu zerreißen. Sie übergab ihn indeß der Herrin und blieb vor ihr stehen. Fünf Minuten dauerte das Schweigen.

„Gudula," sagte sie endlich, „ich werde reisen."

„So ist es recht."

„Ich reise nach Brüssel."

„Gewiß?"

„Ganz gewiß. Bereite Alles vor und vergiß besonders meine Trauerkleidung nicht. Er liebt mich nicht mehr; ich kann ein Hinderniß für ihn sein, ich werde verschwinden. Ich will zu der Erzherzogin gehen und sie bitten, unsere Ehe zu lösen, ihm die Freiheit zu geben."

„Dann?"

„Dann begrabe ich mich in einem Kloster und die

Herzogin von Guise, die Gräfin von Bossut, Honorine von Glimes, die Gräfin von Glimberghe sind nicht mehr in der Welt, nur noch die Schwester Henriette, die für ihn betet."

„Und in diesem Kloster ist auch ein Plätzchen für eine alte Schwester, nicht wahr? Von diesem Plane kann ich nicht abreden, aber er ist noch nicht was ich möchte. Ein Wort von Ihnen würde den ganzen flandrischen Adel bewaffnen; er würde den Treulosen bekämpfen und Ihre Hand wäre der Preis des Siegers. So hätten Ihre Vorfahren gehandelt."

„Geh, Gudula, Du hast den Befehl vernommen. Mein Entschluß steht fest: ich ziehe mich zurück, aber bescheiden, in würdiger Weise, als Frau, die sich selbst achtet und den Namen, den sie trägt. Sorge dafür, daß der großen Handlung Alles würdig sei; ich kehre noch auf einen Tag in die Welt zurück, die ich dann freudig verlassen werde, da mir in ihr nichts mehr bleibt. Mein Mann hatte doch einen weisen Gedanken; in der Zurückgezogenheit hier wohnte das Glück, mein Herz konnte ruhig nur in diesem Schatten athmen und die Liebe mußte mir tödtlich sein; er kannte mich."

„Ich gehorche, Madame, kann Sie aber nicht allein hier lassen; die Luft ist vergiftet durch Erinnerungen. Kommen Sie mit mir; lassen Sie uns zusammen gehen."

„Ich werde nicht mehr hieher zurückkehren," flüsterte Honorine, die mit einem Blick unaussprechlicher Liebe um sich sah. Dann warf sie mit den Fingerspitzen einen Kuß hinaus ins Freie und sagte:

„Es ist der letzte, Gudula."

4.

Die Abbitte.

Die Herzogin von Chevreuse erzählte nach ihrer Rückkunft in dem Palast Rohan ihre Unterredung mit der Königin und berichtete über die Befehle, die sie empfangen. Die Herzogin von Montbazon ließ sie nicht ausreden.

„Abbitte?“ rief sie. „Entschuldigungen? Niemals!“

„Aber,“ fiel die Herzogin von Chevreuse ein, „wenn die Königin es befiehlt..“

„Wenn die Königin es befiehlt, so ist sie in ihrem Rechte, ich aber bin in dem meinigen, wenn ich mich weigere zu gehorchen. Entschuldigungen! Was habe ich gethan? Ich fand Briefe von der Hand der Longueville, las sie vor und zeigte sie; würde sie es in Bezug auf mich nicht ebenfalls gethan haben? Man hat sie erkannt; trage ich die Schuld davon? Habe ich die Briefe untergeschoben? Ist es meine Schuld, wenn ihre Anbeter so ungeschickt sind, ihre Liebesbriefe zu verlieren?“

„Madame,“ sagte der Abbé von Rancé, „Sie sprechen goldene Worte.“

„Ich glaube es, aber das genügt nicht. Und Sie, Frau Herzogin von Chevreuse, meine erlauchte Schwiegermutter, Sie wissen die Ehre des Hauses Ihres Vaters mit der Hofgunst so gut zu vereinigen, — was würden Sie an meiner Stelle thun?“

„Ich wünsche sehr, Sie hätten die Antwort gehört, die ich der Königin gab; Sie würden dann auch wissen, was ich thäte.“

„Warum Entschuldigungen? Was bin ich ihr schul-

dig? Sie gehört zu der regierenden Familie, ja, hat aber in eine Bastardfamilie geheirathet, und der tapfere Dunois selbst, der Gründer der Familie ihres Mannes, würde von dem Vicomte von Rohan in einer Zeit, in welcher man seine Pflichten zu erfüllen wußte, Entschuldigungen nicht verlangt haben. Ich gehe nicht."

„Gehen Sie nicht!" erwiederte der Herzog von Beaufort. „Wenn die Königin sich erzürnt, sind wir da."

Die stürmische Erörterung, an welcher auch Heinrich von Guise thätigen Antheil nahm, endigte erst spät in der Nacht. Als der Herzog nach Hause kam, sagte er zu Amanieu:

„Ich weiß nicht was geschehen wird, habe aber Lust für diese Partei aufzutreten."

„Glauben Sie, Durchlaucht, daß meine schöne Cousine gern davon hört?"

„Sie wird nicht davon hören, sei unbesorgt, Amanieu. Wer sollte ihr etwas davon melden? Du thust es doch nicht?"

„Ich? lieber würde ich mir die Zunge ausreißen, aber Sie denken nicht an das Gerücht, das von Allem spricht und namentlich viel über Sie."

„Du predigest da ganz gut, Kleiner; nur weiter! Du weißt ja, daß ich Dir nichts abschlagen kann. Gefällt es Dir nicht in Paris?"

„Es gefällt mir ganz gut und Ihnen gefällt es auch, was mir sehr verdrüßlich ist, denn während wir uns hier vortrefflich amüsiren, wird meine Cousine trauern und weinen."

„Du irrst Dich, Amanieu, sie ist ganz glücklich, von Huldigungen, von zahlreichen Herren umgeben, die nach

einem Blick und einem Lächeln von ihr geizen. Sie reist von Mons nach Brüssel, trägt stolz den Namen, den ich ihr gegeben habe und vereiniget alles Glänzende vom Hofe der Erzherzogin um sich.“

„Dann sind Sie nicht wohl unterrichtet. Sie ist in Glimes, allein mit ihren Erinnerungen.“

„Nein, nein,“ erwiederte der Herzog erröthend, „sie ist da, wo ich sagte, ich weiß es gewiß.“

„Lesen Sie denn ihre Briefe nicht?“

„Kannst Du Dir das einbilden?“

„Ich muß wohl, da es so ist; Sie müßten sonst wissen, daß die arme Herzogin von Guise Tag und Nacht fern von Ihnen seufzt. Und ist sie nicht tausendmal schöner, tausendmal zärtlicher, als die Damen vom Hofe, die Sie hintergehen werden? Erlauben Sie mir, daß ich wagen darf es Ihnen zu sagen: Sie geben ein sicheres Glück für ein unsicheres hin.“

„Na, na, Page! In welche Schule bist Du gerathen? Sei unbesorgt, ich liebe Deine schöne Cousine, ich liebe sie jetzt wie sonst und werde früher als Du glaubst wieder bei ihr sein.. Bis dahin unterhalte Dich gut hier und vertheidige die Ehre Flanderns gegen die Hofdamen, hörst Du?“

„Das ist eine schöne Nachricht, aber der Herzogin will ich sie doch noch nicht schreiben, denn eine falsche Freude ist schlimmer als gar keine.“

Am andern Tage bei guter Zeit wurde der Herzog von Guise zum hohen Rathe beschieden. Die Königin hatte sich noch stärker gegen den Herzog von Beaufort wegen der Abbitte ausgesprochen, und man meinte also, man müsse in den sauren Apfel beißen; doch wollte man sich darüber

verständigen, wie man die Sache der Herzogin von Longueville und Coligny, den man seiner selbst und um der Herzogin willen haßte, am unangenehmsten mache.

Der Herzog war Einer der Ersten im Palaste Rohan. Die Herzogin lag im Bette; der Zorn hatte sie krank gemacht.

„Nun," sagte sie, als sie Heinrich von Guise erblickte, „Sie wissen.."

„Ja, ich weiß.."

„Ich erwartete Sie nicht, da Madame und Mademoiselle von Guise erklärten, Sie würden sich in nichts mischen; sie würden es nicht zugeben."

„Meine Mutter und meine Schwester haben keinen Auftrag für mich zu sprechen; man will mich durchaus noch immer wie einen Knaben behandeln und an Fäden ziehen wie die Puppen, welche die Königin Marie aus Italien mitbrachte. Ich bin der Ihrige, wie ich Ihnen bereits erklärt habe, und Niemand wird mich hindern, Ihnen jeden möglichen Beweis davon zu geben."

„Ich rechne darauf," antwortete sie, indem sie ihm ihre schöne Hand zum Kusse reichte. „Aber beschäftigen wir uns mit dem, was ich dieser Herzogin sagen soll. Die Königin will es dictiren, aber meine Schwiegermutter antwortete ihr, wir könnten es selbst thun. Sie bestand nicht darauf und wir sind etwas ruhiger als diesen Morgen. Wie meinen Sie?"

Sie entwarfen eine Art Entschuldigungsprogramm, zu dem auch der Herzog von Beaufort das Seinige beitrug, der es endlich über sich nahm, den Entwurf der Königin vorzulegen.

„Es ist mir lieber, Sie übergeben es," sagte die Her=

zogin von Chevreuse; „ich habe ihr seit einigen Tagen so viele harte Worte gesagt, daß ich mich gar nicht mehr zu ihr wage. Von meiner Hand nähme sie am Ende gar nichts an.“

Der Herzog von Beaufort eilte in seinem Wiegegang fort und war überzeugt, er räche sich zugleich wegen der ihm versagten Admiralswürde. Deshalb erschien er stolz im Palais Royal und ging geradenwegs nach dem Betzimmer der Königin, wo er — keinen Eingang fand.

„Und ich muß hinein,“ sagte er mit der Miene, die ihm ein heldenmäßiges Aussehen gab, die aber doch täuschte, wenn auch nicht in Bezug auf seinen Muth, so doch in allem Andern, was zu einem großen Mann gehört.

„Herr Herzog,“ sagte Guitaut, der dazu kam, „es thut mir leid, ich darf nicht.“

„Sagen Sie der Königin, ich brächte die unselige Abbitte der Frau von Montbazon, die sie verlangt hat; sie wird mich dann gewiß empfangen.“

„Das ist etwas Anderes,“ sagte Guitaut, der eintrat, und nach einigen Secunden meldete:

„Die Königin erwartet Sie.“

„Das wußte ich wohl,“ brummte er zwischen den Zähnen. „Wenn man ihr den Gehorsam und die Demüthigung einer Dame oder eines Herrn bringt, wartet Anna von Oesterreich immer.“

Wenn Guitaut die Worte wirklich hörte, so that er als höre er sie nicht, und ließ den Herzog eintreten. Die Königin und der Cardinal waren da. Er verbeugte sich linkisch wie ein Hund, der in die Kette beißt, und obgleich die Königin ihn aufforderte Platz zu nehmen, blieb er doch nach einer wiederholten verunglückten Verbeugung stehen.

„Madame,“ sagte er, „ich komme im Auftrage der Herzogin von Montbazon..“

„Seit wann ist die Montbazon Königin, daß der Herzog von Beaufort Aufträge für sie übernimmt?“

Er fing an verlegen zu werden, drehte den Hut zwischen den Fingern und stammelte:

„Ich komme in ihrem oder in meinem Auftrage, wie Sie wollen, und bringe die Abbitte — ein Wort, das ich kaum aussprechen kann.“

„So ist die Clique,“ sagte die Königin zu Mazarin, als ob Beaufort nicht hören könne; „so sind die Importans. Ihr Stolz und ihre Frechheit beugen sich nie. Ich wette, man übergiebt uns irgend eine Impertinenz. Sehen Sie sich vor, Herr, und scherzen Sie nicht mit mir, denn Sie dürften den Kürzern ziehen.“

„Madame,“ antwortete Beaufort, der nur dann verlegen wurde, wenn man ihn nicht direct angriff, „wir reichen vielleicht auch weit.“

„Hören Sie, Herr Cardinal?“

„Lesen Sie, Madame,“ antwortete Mazarin mit seiner sanften schmeichelnden Stimme, „vielleicht ist die Schrift ganz nach Ihren Wünschen. Der Herzog von Beaufort würde es sonst nicht übernommen haben, sie zu übergeben.“

„Facchino!“ murmelte der Prinz. „Wenn ich dich nur hätte!“

Die Königin entfaltete das Papier, und je weiter sie las, mit um so finstern Wolken umzog sich ihr Gesicht. Als sie zu Ende gekommen war, blickte sie zu dem Herzoge auf und sagte, ohne sich irgendwie zu bemühen, den Zorn zu mäßigen:

„Sie haben wirklich gewagt, dies mir zu überbringen?

Eine neue Herausforderung und eine förmliche Mißachtung meiner Befehle wagen Sie eine Abbitte zu nennen? Glauben Sie denn, Sie wären die Herrn? Ich werde Sie lehren, daß das nicht der Fall ist. Herr von Beaufort, da Sie im Auftrag der Frau von Montbazon kommen, so übernehmen Sie nun den meinigen an sie: das da hat sie der Longueville zu sagen, ohne ein Wort, ohne einen Buchstaben daran zu ändern. Sie wird zu ihr gehen und vorher sie ersuchen, daß sie einen Tag und eine Stunde nach ihrem Belieben bestimme. So ist mein Wille. Ich werde nicht zugeben, daß Prinzen von Geblüt ungestraft beleidigt werden, und meinen Befehlen Gehorsam verschaffen. Wenn sich die Herzogin von Montbazon weigert, darf sie von mir weder Gnade noch Barmherzigkeit erwarten. Erzeigen Sie mir die Ehre, Herr Herzog, diesen Auftrag zu übernehmen; finden Sie mich würdig, durch einen Mann von Ihrem Verdienst vertreten zu werden?"

Sie hatte ein zusammengebrochenes Papier, auf dem Beaufort ihre Hand mit Correcturen von der Hand des Cardinals bemerkte, aus der Tasche genommen. Die Abbitte war im Conseil ausgearbeitet worden, es ließ sich daran nicht zweifeln. Der Herzog biß sich auf den Schnurbart und hielt mit Mühe seinen Zorn zurück. Er fühlte aber auch, daß er sich nicht lange mehr werde beherrschen können, verbeugte sich mit einer Miene, an der man errathen konnte, daß er lieber Fußtritte gegeben hätte, und verließ das Cabinet ohne ein Wort zu sagen. Auf der Galerie draußen entschädigte er sich dafür mit einer Flut von Schimpfworten gegen den illustrissimo facchino, der seiner Meinung nach allein die Schuld an der Behandlung trug, welche ihm geworden, — und zwar so laut, daß alle Um=

stehenden sie hören mußten. Eben so wenig schonte er die Königin, so daß viele der Herren das Gesicht abwendeten. Ein Freund flüsterte ihm sogar zu:

„Nehmen Sie sich in Acht, wir sind noch im Palais Royal und es wäre möglich, daß Sie als Gefangener hinauskommen.“

„Das geschieht jedenfalls früher oder später; ich sage was ich denke. Facchino!“

So gelangte er in den Palast Rohan, wo er erzählen wollte, was ihm begegnet; da dies aber eine schwere Aufgabe für ihn war, so verwirrte er sich so, daß man das Meiste errathen mußte.

„Geben Sie mir das Papier,“ unterbrach ihn die Herzogin von Chevreuse.

Er gab es ihr und Frau von Montbazon las die darauf stehenden Worte erbleichend ab, während alle Zuhörer ebenfalls erblaßten. Der Herzog von Guise spielte mit einer Reitgerte, die er in der Hand hielt, er hieb damit in der Luft herum und diese Geberde hob ihn in der Meinung der Clique sehr hoch.

„Das werde ich nicht lesen!“ rief die schöne Herzogin aus.

„Sie werden es lesen oder sich verbannt, vertrieben, vielleicht eingesperrt sehn müssen,“ erwiederte der Coadjutor; „aber stark ist es und die Demüthigung grausam.“

Er blies nach seiner Gewohnheit das Feuer an, während Beaufort sich heiser schrie und die Importans den Chor bildeten.

„Ich werde mit der Königin sprechen,“ sagte die Herzogin von Chevreuse.

„Das dürfte das Beste sein,“ meinte die Gräfin von Fiesque.

„Und ich mache mich sogleich auf; warten Sie auf mich.“

Die Herzogin brach auf und sie gelangte leicht zu Anna von Oesterreich, die sie stets empfing und die sie allein traf. Sie versuchte die Königin zu überzeugen, daß ihre Schwiegermutter vor der Herzogin unmöglich sich so tief erniedrigen könne und daß in ihrer Person der ganze Adel sich beleidigt fühlen würde.

„Eben den Adel will ich treffen; ich will die Gebieterin sein, damit er nicht herrschen lerne. Jenachdem er sich verhält, wird die Gebieterin mild oder schrecklich sein. Aber sagen Sie es Allen, niemals gebe ich nach. Alles ist vergeblich; was ich beschlossen habe, geschieht, weil ich es will.“

Die Herzogin von Chevreuse wußte, daß man nachgeben mußte, wenn die Königin in diesem Tone sprach. Sie kannte sie lange und wußte, daß Widerstand sie reizte. Mit wutherfülltem Herzen entfernte sie sich. Die Importans erwarteten sie. Sie trat mit flammenden Augen ein und setzte sich ohne ein Wort zu sagen; das war bei ihr ein Zeichen starken Zornes.

„Nun,“ fragte endlich die Montbazon ungeduldig, „was bringen Sie?“

„Ich überbringe die Schmach des Hauses Rohan und des ganzen französischen Adels; Sie müssen gehorchen oder Paris verlassen.“

„Tausend Legionen Teufel!“ rief der Herzog von Beaufort. „Wenn Sie wie ich denken, so gehen wir, so ziehen wir und lassen sie mit ihrem Facchino, mit ihrer Coterie und ihrer Undankbarkeit. Sie verliert mehr als wir; der französische Hof ist doch nur da, wo wir sind. Ich biete

mein Schloß Vendome an; es wohnt sich gut da, die Gegend ist auch gut, die Befestigungen sind es ebenfalls. Wir können uns halten, wenn man uns belagern will. Mein glorreicher Ahnherr nahm die alten Mauern den Liguisten ab, die sie gegen alles Völkerrecht in Beschlag genommen hatten, weil das Schloß Vendome seit Jahrhunderten dem Hause Bourbon gehört. Es ist dies wieder in den Besitz gekommen, und kann nun denen als Asyl dienen, welche das Haus vertheidigen! Um Vergebung, Herr von Guise, ich vergesse es immer, daß Ihre Vorfahren und die meinigen nicht einig waren, so sehr ich geneigt bin, mit Ihnen übereinzustimmen. Sie kommen doch auch in das Schloß Vendome?"

Heinrich von Guise verbeugte sich, die Andern standen verlegen dabei, mit Ausnahme des Coadjutors, der nachsann. Plötzlich erhob er sich, trat zu der Herzogin von Montbazon und sagte:

„Es ist doch alles dies eigentlich nichts; machen Sie das Compliment, fügen Sie sich, aber in der Art, wie ich es angeben will, und Sie sind des Triumphes gewiß. Paris wollen und dürfen wir nicht verlassen, der Plan des Herrn von Beaufort ist zwar sehr schön, aber wir sind hier nöthig und die Partie ist verloren, sobald wir sie aufgeben."

„Aber.."

„Glauben Sie dem Herrn Coadjutor," bemerkte Herr von Montbazon; „er und Herr von Rancé sind unsere besten Räthe."

Alle lächelten über diese Empfehlung, denn man wußte recht wohl, in welchem Verhältnisse die schöne Herzogin und der künftige Abt von La Trappe standen und der Coadjutor galt mit Recht für einen ehrgeizigen Ruhestörer, der immer nur an sich, selten an die Andern dachte.

Die Herzogin von Chevreuse, über die er viel vermochte wegen ihrer Tochter, der er den Hof machte, war bald überredet und sie forderte auch die Herzogin von Montbazon auf, ihn wenigstens anzuhören. Das war genug; binnen einer Stunde überzeugte er sie.

„So werde ich mir denn einen Tag bestimmen lassen," sagte die Herzogin mit einem Seufzer.

„Schicken Sie hin und zwar sogleich. Gehorchen Sie, gutwillig scheinbar, und sparen Sie sich für den großen Augenblick auf; Sie werden dann den Vortheil auf Ihrer Seite haben."

Der Page erhielt den Auftrag, die Prinzessin zu fragen, an welchem Tage es ihr genehm sei, die Entschuldigung anzunehmen, und er brachte eine sehr kurze trockene Antwort zurück: die Frau Fürstin bleibe jeden Montag den ganzen Nachmittag zu Hause, wie die Herzogin von Montbazon recht wohl wisse.

„Da haben Sie es," sagte diese zu dem künftigen Cardinal.

„So lassen Sie sagen, Sie würden nächsten Montag erscheinen, das paßt gut; wir haben sechs Tage Zeit, den Triumph vorzubereiten."

„Wenn er nur vollständig ist; ich verlasse mich ganz auf Sie... Wenn ich nicht als Siegerin hervorgehe, lassen Sie sich nicht wieder vor mir sehen."

„Ich übernehme Alles, Eines ausgenommen und machen Sie sich so schön als Sie jemals gewesen sind; demüthigen Sie Ihre Nebenbuhlerin an der empfindlichsten Stelle und Sie werden mehr für die Sache gethan haben als alle Intriguen."

„Das übernehme ich."

„Dann wird Alles gut gehen."

Die letzten Tage wurden dazu benutzt, die Importans, alle ihre Freunde, zu versammeln und ihnen eine Art Parole zu geben, so daß man im Nothfalle handeln könnte. An dem außerordentlichen Montage füllte sich der Palast Condé noch mehr mit Freunden der Herzogin von Montbazon als mit Freunden der Longueville, so zahlreich die letzteren herbeieilten. Alle sahen einander über die Achseln an und es gab sechs Duelle in Folge davon. Man war seit einer Stunde versammelt, reizte und neckte einander mit Blicken und Worten und sah die Herzogin von Montbazon noch immer nicht erscheinen; es verbreitete sich sogar das Gerücht, sie werde nicht kommen. Man stritt, man plauderte, man ereiferte sich, man schrie und wer weiß wie die Sache endlich abgelaufen wäre, wenn nicht ein Herr am Fenster gerufen hätte:

„Die Livrée der Herzogin von Montbazon!"

Alsbald schwieg Alles und alle Augen blickten nach der Thür, in welcher die schöne Herzogin am Arme ihres Gemahls und in Begleitung ihrer Familie erscheinen sollte. Sie war so schön, daß sie den Neid aller Frauen erregen mußte; sie hatte eine jener Toiletten gewählt, welche Epoche machen und so zu sagen selbst die Häßlichen verschönern. Ihr Haarputz bestand in zahllosen Löckchen mit einem Geflecht von Perlen, Rubinen und Diamanten in Rosetten. Unter jedem Büschel hatte sie dicke Perlen in großen Gehängen, welche auf ihren Hals herabfielen. Ihr Collier und ihre Girandolen, die Garnitur ihres Leibchens wie die des Kleides paßten zu dem Kopfputze. Perlen fielen mehrfach in Festons über einander. Das Vorderstück ihres Rocks von Silberstoff flimmerte von eingesteckten Steinen, die sich

so nahe bei einander befanden, daß man einen damascirten Harnisch vor sich zu sehen glaubte. Das Obergewand war von indischem weißen Lampas, mit Silber und Gold gestickt, großblümig, von jenem wunderbaren Stoffe, der damals unglaubliche Summen kostete und heut zu Tage um keinen Preis aufzutreiben ist. Dieses Kleid mit langer Schleppe schleifte auf den Stufen der Treppe und dem Boden hin.

Da Monsieur (der Bruder des Königs) und Mademoiselle sich bei der Prinzessin befanden, so standen die Garden an der Thüre. Die Herzogin von Montbazon trat stolz, mit hocherhobenem Haupt, ein, und hielt einen prächtigen chinesischen Fächer mit Edelsteinen in der Hand, eine Curiosität jener Zeit, in welcher man mit fernen Ländern selten in Berührung kam.

Man musterte diese Gedemüthigte, die gar nicht demüthig aussah. Ihre Anhänger verbeugten sich sehr tief vor ihr; die, welche sie nicht liebten, hielten sich in der Ferne; sie selbst vertheilte ohne Verlegenheit Grüße und Lächeln an die sie Umdrängenden und so gelangte sie in das Gemach, in welchem sich die Prinzen befanden und dessen Thür man für sie weit öffnete.

Monsieur, Mademoiselle, die Prinzessin, die Herzogin von Longueville und der Prinz von Conti standen im Kreise da. Ihre Diener und Damen befanden sich bei ihnen; die Herren stehend, die Damen sitzend.

Als die Herzogin von Montbazon eintrat, erhoben sich zuerst die Herren, dann die Prinzessinnen, aber langsam und wie ungern. Der Herzog von Beaufort und der Herzog von Guise, welche der Herzogin gefolgt waren, standen wie zwei Schildwachen da, bereit sie zu vertheidigen oder zu

rächen. Ein Neugieriger öffnete die Thür ganz und die Menge stürmte hinein, doch blieb ein Raum zwischen den Prinzessinnen und der Abbittenden, welche mit der tiefsten und zugleich höhnischsten Verbeugung begann, die man sehen kann. Der Coadjutor, der hinter dem riesenhaften Herzog von Beaufort halb verborgen war, konnte einen halblauten Ausruf nicht unterdrücken, welcher seine Bewunderung und seine Freude ausdrückte.

Die Verbeugung wurde so erwiedert, wie sie gemacht war. Alle Gesichter waren feindselig mit Ausnahme jenes von Mademoiselle, welche damals den Herzog von Enghien und folglich dessen Familie haßte. Sie lächelte der Herzogin von Montbazon freundlich zu, die ihr sofort eine höchst graziöse Verbeugung machte. Alles das entging Niemandem.

Nach dem Austausche dieser Etikette öffnete die Herzogin von Montbazon ihren Fächer, legte recht auffallend das ihr von der Königin übersandte Papier darauf und las in tiefer Stille mit einer Stimme, der sie einen drohenden und ironischen Ton gab, folgende Zeilen:

„Madame, ich erscheine hier, um Ihnen zu betheuern, daß ich ganz unschuldig an der Bosheit bin, deren man mich beschuldigte. Keine Person von Ehre könnte eine solche Verläumdung aussprechen. Hätte ich mir ein solches Vergehen zu Schulden kommen lassen, würde ich mich der mir von der Königin auferlegten Strafe unterworfen, mich nie wieder in Gesellschaft gezeigt und Sie um Verzeihung gebeten haben. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich nie gegen die Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, und gegen die Meinung handeln werde, die ich von der Tugend und den Verdiensten der Frau Herzogin von Longueville habe."

Die Montbazon las diese demüthigende Erklärung wie

ein Kind, das zu buchstabiren versucht; sie that, als könne sie die Worte nicht recht erkennen und wußte ihnen sogar durch ihre Mienen und Geberden einen beleidigenden Klang zu geben. Die Prinzessin schäumte vor Wuth und zerbrach ein Riechbüchschen, dessen Inhalt sich auf ihrem Kleide verbreitete.

Als die Herzogin geendet hatte, trat die Prinzessin einen Schritt vor und sagte:

„Madame, ich glaube gern der Versicherung, die sie mir geben, daß Sie keinen Antheil an der Bosheit gehabt haben; ich füge mich darin gern dem Befehl der Königin.“

Das Compliment war kurz und, wie man sieht, sehr wenig liebenswürdig. Die Montbazon antwortete wohl stolz, aber nicht hochfahrend und sie würde aus der Fassung gekommen sein, wenn sie nicht gefürchtet hätte, der Gegnerin noch mehr Vortheil zu gewähren. Die Herzogin von Longueville, welche sich der Sache nicht so sehr freute als ihre Mutter, nahm eine freundliche Miene an, deutete auf einen Stuhl und sagte:

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Ich danke,“ antwortete die Andere; „ich kann mich nicht aufhalten.“

Eine artige Handbewegung war die einzige Antwort der Prinzessin. Monsieur, die größte Plaudertasche in Europa, ging später zu der Montbazon. Die Prinzessin kannte ihn zu gut, als daß sie ihm in der Komödie nicht auch eine Rolle zugetheilt hätte.

„Sie sehen recht verdrüßlich aus, Madame,“ sagte er zu der Herzogin von Montbazon; „warum? Wissen Sie, daß der Verfasser der Briefe gefunden ist? Er hat es selbst gestanden. Maulevrier ist es und er schrieb sie an Frau

von Fouquerolles. So ist die Herzogin von Longueville in der That unbetheiligt.“

„In der That? Und Sie glauben das? Wenn es nicht die Fouquerolles wäre, würde ich es auch glauben, aber sie? Jedermann weiß ja, daß sie lieber alle Liebesbriefe auf sich nehmen würde, als daß sie den Glauben aufkommen läßt, sie bekomme gar keine.“

Diese Antwort machte die Runde in den Salons und wurde in jeder Weise wiederholt.

Die Herzogin von Montbazon verbeugte sich dann nach allen Regeln und verabschiedete sich mit den Ihrigen; ihre Anhänger und Vertheidiger folgten ihr nicht, sondern verbreiteten sich in der Stadt, um von ihrem Triumphe zu erzählen. Der Herzog von Guise und Beaufort machten sich durch ihre aufwärts gedreheten Schnurbärte und ihre militärische Haltung bemerklich. Man sprach von der majestätischen Art und Weise, wie die Frau Prinzessin sich ausgedrückt hatte und die Importans hatten Mühe ihre Sache zu vertheidigen. Guise warf mit Ausforderungen um sich zum großen Leidwesen Amanieu's, der ihm unaufhörlich den Namen Honorinens zuflüsterte und ihn bat, in solche Streitigkeiten sich nicht zu mischen.

Der Herzog wurde darüber ungeduldig und drohete dem Pagen, ihn nicht mehr mit sich zu nehmen, wenn er ihn nicht nach seiner Art handeln lassen wolle. Da schwieg Amanieu, aber er bewahrte in dem Herzen eine wirkliche Betrübniß, von der er freilich gegen Niemanden sprach, besonders aber in seinen Briefen an die Cousine gänzlich schwieg.

„Sie wird es zeitig genug erfahren,“ dachte er. „Guise gehört zu denen, auf welche man durchaus niemals rechnen

kann. Die arme Cousine! Wenn ich ein Mann wäre und nicht blos ein Page, wenn sie mich so lieben könnte, wie ich sie geliebt haben würde, wie glücklich wären wir! Aber das Schicksal wollte es nicht und wir müssen uns fügen."

5.

Ein Diner bei Renard.

Mehrere Wochen lang sprach man in Paris von diesen berüchtigten Briefen. Vergebens reclamirten Herr Maulevrier und Frau von Fouquerolles ihr Eigenthum, vergebens wiederholte man in jeder Form, daß die Herzogin von Longueville dabei völlig unbetheiligt sei, die Verleumdung hinterließ doch ihre Spuren. Am Hofe war man unterdeß sehr heiter, man sah der Zukunft hoffnungsreich entgegen und erwartete mannichfaches Glück von der neuen Regierung, denn die Königin wurde geliebt, der junge König fast angebetet und der Cardinal hoch geachtet. Ueberall gab es Serenaden und Lustfeuerwerke, in den Tuilerien und auf der Place Royale, den beiden modischen Promenaden.

Ludwig XIII. wurde von Niemandem bedauert und vermißt, von der Königin noch weniger als von den Andern; sie hatte ja durch ihn so viel gelitten! In ihrem ersten Trauerjahre besuchte sie alle Kirchen und wohnte allen diesen Heiligenfesten bei, was sie sehr populär machte. Damals war die Liebe des Volkes so leicht zu erwerben.

Eine der Unterhaltungen, die sie sich gestattete, war ein Spaziergang in den Garten Renard, eine Art Wirthshaus am Ende des Tuileriengartens. Es galt für vor-

nehm dahin zu gehen; man aß da zu Mittag und Abend und hielt besonders leckerhafte Collationen. Die schönen Damen und vornehmen Herren luden einander ein zu Renard, man spielte alle Arten Spiele auf Discretion*) und eines Tages spielten auch Mademoiselle, die Herzogin von Chevreuse und Fräulein von Beaumont mit andern Damen; man lud die Königin dazu ein, welche die Aufforderung wegen Mademoiselle und der Herzogin von Chevreuse, ihrer sonstigen Favoritin, annahm, für die sie etwas thun wollte, damit sie das Geschehene vergesse.

Eines Tages erschienen Mademoiselle und die Chevreuse ebenfalls mit der Königin; man war sehr heiter und ging in einem neu angelegten Labyrinthe umher, als die Prinzessin auch ankam. Sie verfehlte nicht die Königin zu begrüßen, und diese sagte:

„Cousine, Sie werden mit uns speisen.“

Ueberall, wo die Königin sich befand, galt sie für die Dame vom Hause und lud ein wen sie wollte.

„Madame,“ antwortete die Prinzessin, „Sie sind zu gütig, ich weiß nicht, ob ich..“

Und sie wandte sich nach der Herzogin von Chevreuse, welche sich nicht rührte.

„Ich lade Sie ein,“ fuhr die Königin stolz fort; „Sie sind bei mir und bei sonst Niemand.“

Die Prinzessin mußte gehorchen und fügte sich, begann aber bald ihr Spiel mit spitzen Reden, was die Königin sehr amüsirte. Da öffnete sich die Thür des Gartens und man sah die Herzogin von Montbazon mit allen

---

*) Bei denen der Verlierende zu bestimmen hatte, wie viel er verloren haben wollte. D.

Importans erscheinen. Sie war wie gewöhnlich kostbar gekleidet, plauderte graziös mit den sie umschwärmenden Herren und hing am Arme des Herzogs von Guise, der schöner und eleganter als je aussah. Die Prinzessin erblickte sie und erbleichte. Sie stützte sich auf den Arm eines jungen Mädchens und blieb einen Augenblick stehen, als wolle sie mit sich zu Rathe gehen was sie zu thun habe. Die Königin ging weiter, die Herzogin von Chevreuse kam an ihr vorüber und die Prinzessin redete sie an:

„Ich bitte um Vergebung,.. nur auf ein Wort!“

„Zehn, wenn es Ihnen beliebt.“

„Haben Sie von Mademoiselle die Collation gewonnen?“

„Ja.“

„Und Sie luden die Gäste ein?“

„Ja, ausgenommen..“

„Mich ausgenommen, ich verstehe. Ohne Zweifel luden Sie auch Ihre Schwiegermutter ein?“

„Das können Sie wohl glauben.“

„Das hätten Sie früher sagen sollen, ich würde da die Königin ersucht haben, mir diese Kränkung zu ersparen. Sie wissen, daß ich mit der Herzogin von Montbazon nicht an einem Orte sein kann.“

„Das wußte ich nicht; ich glaubte, die Königin habe Sie beide versöhnt,“ entgegnete die Chevreuse mit recht unschuldiger Miene.

„Ob die Herzogin von Montbazon mit mir ausgesöhnt ist, weiß ich nicht, ich bin es nicht mit ihr.“

„Ich werde sie davon benachrichtigen.“

„Das ist nicht nöthig, sie wird es sofort erfahren, denn ich denke mich von der Königin zu beurlauben und fortzugehn, da ich mit ihr nicht zusammentreffen kann.“

„Wie es Ihnen beliebt.“

Die Prinzessin ging wirklich zu der Königin und bat sie um Entschuldigung, wenn sie sich entferne:

„Ich habe die Herzogin von Montbazon bemerkt und Ew. Majestät werden begreifen, daß ich in ihrer Gegenwart nicht bleiben kann.“

„Das werde ich nicht zugeben, Cousine; im Gegentheile, bleiben Sie, ich werde ihr befehlen sich zu entfernen.“

„Bedenken Sie, daß wir hier bei ihrer Schwiegermutter sind, denn diese ladet ein.“

„Mademoiselle aber bezahlt; übrigens bin ich da und folglich bekommt Alles ein anderes Aussehen. Die Montbazon muß Ihnen weichen.“

Die Herzogin kam gerade in diesem Augenblick mit ihrer Begleitung herbei, um die Königin zu begrüßen. Diese empfing sie mit der stolzesten Kälte, erwiederte die Verbeugung nicht und fragte sogar, was sie hier suche.

„Die Herzogin von Chevreuse hat mich zu einer Collation eingeladen; ich wußte, daß Ew. Majestät hier sein würden und hielt es für meine Pflicht auch zu erscheinen.“

„Die Herren auch?“

„Ja, Majestät.“

„Die Herzogin von Chevreuse wird immer wie ein unerfahrenes Mädchen bleiben und scheint nie zu bedenken was sich schickt. Sie sind jünger, werden aber verständiger sein. Haben Sie die Prinzessin nicht gesehen?“

„Madame..“

„Muß ich Ihnen sagen, daß Ihre Anwesenheit hier unpassend ist und daß Sie dies hätten fühlen sollen?“

„Aber, Madame..“

„Muß ich Sie ersuchen, mit Ihrem Gefolge sich zu entfernen? Wollen Sie uns beiden Trotz bieten?"

„Ew. Majestät Trotz bieten? Wer denkt daran? Ich glaubte auf Ihren eigenen Befehl vor jedem Zanke mit der Prinzessin gesichert zu sein und nicht nöthig zu haben die Orte zu meiden, an die ich geladen werde, wenn sie zugegen ist, sonst begriffe ich nicht, warum ich ihr habe Abbitte leisten müssen."

„Madame und Sie, meine Herren, die Sie die Frau Herzogin begleiten und Alle geneigt sind, sich aufzulehnen, merken Sie sich Folgendes: Sie werden die Herrschaft über mich nicht erlangen; verstehen Sie? Sie werden sich auf der Stelle entfernen und dies jedesmal thun, wenn Sie mit der Prinzessin zusammentreffen. Erstens ist sie von höherem Range, dann will ich es so, und ich habe noch nicht gelernt Widerstand zu ertragen."

Die Herzogin von Montbazon verbeugte sich, die Königin ging weiter, ohne ein Wort hinzuzusetzen, aber die Herzogin rührte sich nicht von der Stelle. Sie wendete sich nun an die Herzöge von Beaufort und Guise, an die sämmtlichen ihr folgenden Herren und sagte:

„Nun?"

„Madame, das lasse ich mir nicht bieten!" antwortete der Herzog von Beaufort. „Wir werden den Garten und die Collation nicht verlassen, weil es Mademoiselle von Montmorency beliebt daher zu kommen ohne eingeladen zu sein. Sie sind bei Ihrer Frau Schwiegermutter; wir sind es auch und wir gehen nicht, wenn wir wirklich eingeladen sind. Ist das nicht auch Ihre Meinung?"

„Vollständig," antwortete Heinrich von Guise. „Wir sind nicht Leute, die sich fortweisen lassen, und wenn der

Kampf mit dem Throne durchaus wieder beginnen soll, so sind mir meine Vorfahren mit gutem Beispiele vorangegangen. Man weiß in unserer Familie, wie man da zu verfahren hat."

„Ach, lieber Herzog," entgegnete die Herzogin von Montbazon betrübt, „man weiß auch, welches Ende es nahm. Davon ist keine Rede; Anna von Oesterreich ist nicht Katharina von Medici. Wir brauchen nur Widerstand zu leisten und man wird nachgeben."

Die Königin und der Cardinal waren damals noch wenig bekannt. Die großen Vorfälle der Fronde hatten nicht stattgefunden. Man wußte, wie sie unter dem verstorbenen König gehorcht hatte; man kannte ihre kleinen Verschwörungen und unbedeutenden Intriguen; Niemand ahnte den königlichen Eigensinn und den Muth des Verharrens, den sie zeigen sollte, Niemand, außer etwa die Chevreuse, welche unter dem Lammfelle die Tigerhaut zu merken begann, aber ihre Gedanken noch nicht auszusprechen wagte.

Während die Importans an der Thür beisammen standen und sich unter einander beriethen, war die Königin zu den andern Damen getreten und gab gebieterisch Befehle.

„Die Herzogin von Montbazon soll sich entfernen," sagte sie, „sorgen Sie dafür, Chevreuse. Ich dulde keinen Widerstand."

Mademoiselle, welche damals die Familie Condé nicht leiden konnte, wie wir schon erwähnten, ging mit der Herzogin von Chevreuse zu den Verwiesenen, um zu versuchen, ob sie mehr vermöge, aber auch um ein wenig zu schwatzen.

Sie trafen auf vollkommen organisirten Widerstand und der Herzog von Beaufort, wie Guise, der Abbé von

Rancé und der Abbé von Gondi, obwohl dieser zu den Importans nicht gehörte, so wie alle Anderen, waren Feuer und Flamme und schwuren, sie würden sich nicht ungestraft beleidigen lassen. Die Herzogin von Chevreuse und Mademoiselle versuchten in dem Lärme vergebens zu Worte zu kommen.

„Ich werde mit der Königin sprechen," sagte endlich Mademoiselle, „und sollte sie mich auch fortweisen. Die Prinzessin, welche an Allem Schuld ist, könnte auch gehen, damit unser kleines Fest nicht gestört würde. Ich komme vor Hunger fast um und Sie werden sehen, daß wir endlich hungrig fortgehen müssen."

„Die Königin wird Sie nicht anhören; mischen Sie sich nicht in die Sache. Sie werden sie noch kennen lernen wie ich; die Montbazon muß mit allen Herren sich entfernen. Sie ist Königin und hat zu befehlen."

Die Herzogin von Chevreuse würde laut verhöhnt worden sein, hätte man damals nicht ganz besondere Rücksicht auf die Damen genommen. So lachte man blos und Guise stieß das Stöckchen, das er in der Hand hielt, prahlerisch in die Erde, als wolle er in dieser Weise von dem Terrain Besitz ergreifen.

„Ich bleibe," sagte er dabei.

„Ich auch! Ich auch!" riefen dreißig Stimmen.

So entstand die Fronde und dieser Krieg gleicht einer Auflehnung von Kindern gegen ihre Lehrer.

Die Erörterungen, das Parlamentiren, die Reden, die Unterhandlungen währten lange, Niemand wollte nachgeben; der Zorn der Königin stieg auf den höchsten Grad und als man ihr sagte, die Montbazon sei noch immer da, die Importants führen mit Degen und Stöcken in der

Luft herum und sie schwüren, sie würden mit den Bänken und Stühlen Barricaden bauen, wenn man sie vertreiben wolle, stand sie mit jener Majestät auf, die sie anzunehmen wußte und sagte:

„Es ist genug; ich werde mich nicht erniedrigen länger zu kämpfen. Ich gehe und werde nicht wieder erscheinen, wenn man mich auch einladet.. Aber man wird daran denken! Adieu! Mademoiselle, folgen Sie mir; Sie sind nur zu geneigt, solche Beispiele nachzuahmen; ich werde dem ein Ende machen und mit Monsieur sprechen."

Die Königin entfernte sich; die Collation blieb unangerührt stehen und die ganze Gesellschaft sammelte sich um die Herzogin von Montbazon, um Rache zu schüren.

„Haben Sie den Coligny bemerkt?" fragte die Herzogin. „Haben Sie gesehn, wie frech er uns ansah, als er mit dem Hut auf dem Kopf am Tische saß?"

„Madame," antwortete Guise leise, „ich habe ihn recht wohl bemerkt, zumal er mir seit meiner Rückkehr besonders unangenehm ist.. Bleiben Sie unbesorgt, ich werde Sie rächen."

„Ach! Und die Duellverbote? Nehmen Sie sich in Acht!"

„Auf der Place Royale schlage ich mich mit ihm, ich schwöre es Ihnen."

Die Montbazon lachte und antwortete:

„Das glaube ich erst, wenn ich es gesehen habe."

Sie mußte es glauben. Vorher aber, am nächsten Tage nämlich, erhielt sie den Befehl, die Stadt zu verlassen und sich auf eine ihrer Besitzungen zu begeben. Einige ihrer Anbeter folgten ihr, Guise aber blieb in Paris, worüber man sich allgemein wunderte. Früh am Tage ihrer Abreise sagte er zu Amanieu:

„Kleiner, mache die Degen bereit, sie werden bald gebraucht werden.“

„Für meine schöne Cousine?“

„Für die Ehre des Hauses Guise, also für sie wie für mich.“

6.

Die Importans.

Als die Herzogin von Montbazon verschwunden war, äußerte sich die Cabale nur noch heftiger. Die Königin stellte sich indeß, als behandele sie die Herzogin von Chevreuse besser, um nicht der Undankbarkeit beschuldiget zu werden und um zu beweisen, daß sie ihr wegen der Schwiegermutter nicht zürne. Die Herzogin ihrerseits schien befriedigt zu sein, fühlte aber wo möglich noch größern Zorn und intriguirte um so eifriger. Der Herzog von Beaufort schrie, daß man ihn von einem Ende des Landes bis zum andern hörte, und fing an, die Fischweiber und Marktverkäufer aufzureizen, deren Abgott er war. Ihm galt es als unverzeihliches Verbrechen, die Herzogin von Montbazon anzutasten und ihn von ihr zu trennen; er schwur deshalb auch, es nie zu verzeihen. Der Cardinal Mazarin wurde der Gegenstand eines Hasses, den in dem Herzen des Prinzen nichts zu verlöschen, ja nur zu mindern vermochte. Die Weigerung, ihm die Marine zu übergeben, hatte die Wunde gemacht, welche die Abreise seiner Geliebten unheilbar reizte. Von diesem Tage an regnete es Epigramme gegen ihn, plump und schwer wie Pflastersteine, Lieder, Drohungen und Wuthäußerungen aller Art. Er

trotzte sogar der Königin, und beging eines Tages, im Louvre selbst, beinahe eine Insolenz gegen sie, so daß Anna von Oesterreich der Herzogin von Vendome, seiner Mutter, erklärte, sie würde etwas Aehnliches nicht dulden, sie möge das ihrem Sohne mittheilen.

Beaufort lachte darüber, doch sagte man ihm nach, er habe die Sache doch ernster genommen und Mazarin, der ihn um jeden Preis stürzen wollte, versicherte zwei Mal, er habe versucht ihn ermorden zu lassen. Einmal, als er sich zum Diner nach Maisons begeben, hätten Leute an der Straße gelauert und ihn gewiß schlecht empfangen, wenn nicht zufällig der Herzog von Orleans erschienen und zu ihm in den Wagen gestiegen wäre und so den Plan vereitelt hätte. Ein anderes Mal, als er von seinem Hause sich nach dem Louvre begeben, habe man ihn von einem Fenster aus tödten wollen.

Es mag dies wahr oder falsch sein, Mazarin benutzte es, um der Königin ein Ultimatum vorzulegen, wie man sich jetzt ausdrückt. Er forderte sie auf, zwischen dem Herzoge von Beaufort und ihm zu wählen. Es gab eine Scene; er spielte mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit und die Königin ging in die Schlinge wie jedesmal, wenn dieser Mann, der ihr ganzes Leben beherrschte, etwas durchsetzen wollte. Als der Cardinal die Königin verließ, war sie sehr erregt und ehe sie den zahlreich versammelten Höflingen die Thür öffnen ließ, sagte sie, fast mit Thränen in den Augen, zu ihrer Vertrauten:

„Sie werden sehen, ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergehen, wie ich mich für den Streich rächen werde, welchen die bösen Freunde mir spielen.“

An demselben Abende kam der Herzog von Beaufort

von der Jagd zurück, mit der er sich in Abwesenheit seiner Geliebten zu amüsiren versuchte, und traf bei dem Eintritte in das Louvre die verwittwete Herzogin von Guise, die Herzogin von Vendome, seine Mutter, und die Herzogin von Nemours, seine Schwester, die von der Sache etwas erfahren hatten. Die Mutter trat ihm schnell entgegen, sagte ihm, daß sie ihn suche, und bitte nicht weiter zu gehen, denn alle Freunde wären der Meinung, er müsse sich entfernen oder einige Tage versteckt halten.

„Nein," antwortete er; „wegen des illustrissimo facchino verstecke ich mich nicht."

„Man beschuldigt Dich, Du habest ihn ermorden lassen wollen."

„Ich? Ich sollte mich so weit herablassen? Er ist der Mann nicht, den man ermorden läßt; diese Mühe lohnt er nicht; man erschreckt ihn, weiter nichts, um ihn vielleicht zu vertreiben. Aber ermorden! Ein Tropfen seines schlechten Blutes würde unser Wappen beflecken, das trotz dem Balken doch das französische ist."

„Man wird Dich verhaften lassen."

„Das wird man nicht wagen."

„So," fiel die Herzogin von Guise ein, „so antwortete der Ahnherr meines Vaters den Ständen von Blois, aber man wagte es doch, man wagte es sogar, ihn heimtückisch zu erdolchen. Wie groß Sie auch sein mögen, Heinrich von Guise war noch größer, das müssen Sie gestehen."

„Madame," antwortete Beaufort mit der ernsten Miene, die ihm bisweilen ein so komisches Aussehen gab, „das arme Opfer, die Herzogin von Montbazon, sagte neulich, Anna von Oesterreich sei nicht Katharine von Me-

dici. Sie hat Recht, glaube ich, und Sie ängstigen sich umsonst."

Er ließ sich durch keine Bitten und Vorstellungen erschüttern und die Damen gingen mit ihm hinauf, um ihn wenigstens durch ihre Anwesenheit zu schützen. Er trat keck ein wie gewöhnlich und fand die Königin in ihrem großen Cabinet, von dem ganzen Hofe umgeben. Sie empfing ihn liebenswürdig, und fragte ihn so unbefangen über seine Jagd, daß seine Besorgnisse ganz schwanden und er seine Mutter triumphirend ansah. In diesem Augenblicke trat die Herzogin von Aiguillon ein, welche das schönste Mädchen an der Hand führte. Sie näherte sich der Königin, stellte ihr das Mädchen vor und sagte:

„Majestät, meine Cousine, Fräulein von Pons, die Ihnen zuzuführen Sie mir erlaubten. Ich bitte für sie um Ihre Güte und hoffe, daß Sie ihr dieselbe nicht versagen werden."

Diese Episode beschäftigte Aller Augen und Gedanken und man vergaß ganz was man befürchtet hatte. Die Schönheit des Fräulein von Pons war der Art, daß sie selbst an einem Hofe auffallen mußte, wo es der Schönen so viele giebt; sie verdunkelte Alle. Sie war eine Blondine von zwanzig Jahren, milchweiß, mit dunkelblauen Augen, schwarzen Wimpern und schwarzen Brauen, einer Nymphengestalt, einem Munde wie von Rosen und Perlen, einem höchst graziösen Näschen, und noch um Vieles geistreicher als schön. Sie verbeugte sich vor der Königin mit reizender Bescheidenheit und unbefangen, als kenne sie ihre Vorzüge recht wohl, als sei sie stolz darauf und erwarte den Eindruck, den sie hervorbrachte.

Anna von Oesterreich empfing sie sehr freundlich und

versprach ihr, sie in das Louvre zu nehmen. Als sie zu den andern Fräuleins zurückging, wendete sich die Königin zu ihren Damen und sagte mit ihrem gewöhnlichen Lächeln:

„Meine Damen, dies ist eine sehr gefährliche Rivalin, vor der Sie noch öfterer als vor der Baron werden weichen müssen.“

Die Baron war eine außerordentlich schöne Schauspielerin, welche die Königin bisweilen früh empfing. Sah sie dieselbe kommen, so sagte sie zu ihren Damen, die einen Vergleich mit ihr scheuten:

„Die Baron! Meine Damen, fort! fort!“

Anna von Oesterreich war, wie man sieht, unbefangener als die vornehmen Damen jetzt, welche sich in der Gesellschaft einer Schauspielerin für entehrt halten würden, wie groß das Talent derselben auch sein mag. Die Baron galt überdies keineswegs für eine Susanne.

Fräulein von Pons wurde sofort von den Herren umringt. Guise, den der Herzog von Beaufort und ihre Pläne beschäftigten, hatte sie noch nicht gesehen. Als er in ihre Nähe kam und sie erblickte, durchzuckte es ihn und er fragte:

„Mein Gott, wer ist dieser Stern von Schönheit? Er blendet mich.“

„Eine Cousine der Herzogin von Aiguillon, die sie eben vorgestellt hat,“ antwortete der Herzog von Beaufort. „Sie scheint nicht übel zu sein.“

„Nicht übel! Prinz, betrachten Sie sie doch! Eine Wundererscheinung ist sie, eine Göttin! Ich werde ihr folgen; warten Sie auf mich.“

„In einem solchen Augenblicke an ein Mädchen zu

denken! Mein lieber Herzog, unsere Köpfe stehen auf dem Spiele."

„Daran denke ich nicht. Wenn die Königin meinen Kopf haben will, so mag sie ihn nehmen; ich will meine Zeit hier genießen, nicht aber in nutzlosen Streitigkeiten verlieren. Ich gehe."

Er that wirklich einige Schritte, Amanieu aber kam athemlos herbei, hielt ihn zurück und sagte:

„Ich beschwöre Sie, lassen Sie uns schnell nach Flandern abreisen! Man will Sie verhaften; ich weiß es von der Herzogin von Chevreuse, die mir zuflüsterte, ich möge Sie warnen."

„Nach Flandern? Wahrhaftig nicht. Dahin kehre ich nie zurück. Ob man mich verhaftet, werden wir ja sehen. Laß mich jetzt; ich muß der Dame hier folgen."

„Hoheit.."

„Laß mich, sage ich Dir. Schon weiß ich nicht mehr wo sie ist. Ah, die Königin erhebt sich; Mazarin ruft sie; sie werden berathschlagen und ich habe also Zeit, meinen Gang der Schönen nach fortzusetzen. Halte mich nicht länger auf."

„Arme Cousine!" flüsterte Amanieu, als er ihn forteilen sah; „welchen Kummer hast Du Dir bereitet!"

Die Königin hatte sich unterdeß wirklich erhoben und begab sich in das Gemach, als solle da Rath gehalten werden. Mazarin allein folgte ihr. Der größte Theil der Anwesenden entfernte sich aus dem Cabinet in die Galerie. Beaufort wollte durch ein anderes kleines Cabinet gehen, wurde aber an der Thür durch Guitaut, den Capitain der Garde der Königin, angehalten, der ihn im Namen des Königs und der Königin aufforderte, ihm zu folgen.

Er sah den Capitain erstaunt an, aber ohne mit den Wimpern zu zucken, wie gewöhnlich.

„Folgen? das will ich wohl, denn ich muß es wollen, aber seltsam ist es, das gestehe ich.“

Da die Damen Chevreuse und Hautefort in dem Cabinet waren, drehte er sich zu denselben um und sagte:

„Meine Damen, Sie sehen es, die Königin läßt mich verhaften.“

Sie sahen einander an, die Damen wie vom Blitz getroffen, und der Herzog setzte hinzu:

„Das ist der Lohn dafür, daß wir ihr so gut gedient haben; Sie, meine Damen, erwartet ein gleiches Schicksal.“

Er war so in Zorn, daß er nicht wußte was er sagte; doch setzte er hinzu:

„Aber ich werde mich rächen und wenn ich sterben sollte. Guitaut, ich folge Ihnen. Leben Sie wohl, meine Damen, benachrichtigen Sie meine Mutter und meine Schwester. Die Herzogin von Guise hatte wohl Recht, sie haben es gewagt.“

Er wurde in das Zimmer Guitauts gebracht, hatte seine gute Laune bereits wiedergefunden und verlangte Abendessen. Er war nicht der Mann, der sich eine Sache lange anfechten ließ. Er aß deshalb auch mit gutem Appetit und schlief vortrefflich.

„Ich werde schon frei kommen,“ sagte er sich; „ich habe meine guten Freunde draußen gelassen; sie werden den Mazarin bekämpfen; das Recht ist für uns und die Vorliebe der Königin für den Menschen wird sich legen. Frau von Montbazon kann ich so nicht sehen, ein wenig Haft schadet mir nicht, fassen wir uns also in Geduld.“

Man brachte ihn nach Vincennes, gab ihm aber Leute

zur Bedienung und befahl, ihm nichts fehlen zu lassen; er hatte freilich die Freiheit nicht.

Denselben Abend noch, in demselben Augenblicke, als man ihn verhaftete, wollten sich seine Mutter und Schwester vor der Königin auf die Knie werfen, aber sie wurden nicht zu ihr gelassen. Die Herzoginnen von Chevreuse und von Guise bemühten sich vergebens und die letztere kam fast um vor Angst um ihren Sohn, den sie nicht aus dem Louvre fortbringen konnte, weil er in die Nähe des Fräulein von Pons gefesselt war. Amanieu seiner Seits und Fräulein von Guise redeten ihm unablässig zu, er möge sich entfernen, ehe man an ihn denke.

„Seid unbesorgt, ich werde nicht vergessen, wenn man mich verhaften will. Guitaut erwartet mich an irgend einer Thür; will man mich nicht verhaften, läßt man mich gehen. In jedem Falle habe ich Zeit und ich benutze das Vergnügen, das mir bleibt, so gut als möglich. Lasset mich also bei der Schönen, bis man mich mit Gewalt wegführt.“

Er blieb wirklich den ganzen Tag, so lange die Königin ihre Hoffräulein nicht rufen ließ, unter welche das Fräulein von Pons aufgenommen worden war. Es gab schon mehrere, z. B. Fräulein von Guerchy, die lebhaft und kokett war und der man keinen Liebhaber zuschrieb, weil sie zu viel Anbeter hatte; — Frau von Beaumont, die Schwester des Fräulein von Motteville, eine züchtige und fromme Dame, der man sich kaum zu nähern wagte; und Fräulein von St. Mesgrin, die von Joyeuse, dem Bruder des Herzogs von Guise, geliebt wurde, welcher nur für sie lebte. Fräulein von Pons stammte aus dem Hause Albret, war das sechste der neun Kinder Heinrichs von Miossens

und Annas von Pardailhan und man hatte sie an den Hof geschickt, damit sie da ihr Glück mache. Man rechnete dabei auf ihre Schönheit und auf ihre Herkunft, welche ihr Vermögen vertreten und ihr eine gute Heirath verschaffen sollten. Sie erschien an diesem Tage zum ersten Male und die Größten hingen sich an ihren Triumphwagen, freilich vielleicht nicht, um sie zu dem Altare zu führen, gewiß aber, um sie zur Cythere zu bringen, wie man damals sagte.

Zwei standen unter diesen Anbetern obenan, Herr von Guise und der Abbé von Gondi, der berühmte Coadjutor. Diese beiden traten auch nicht das erste Mal als Nebenbuhler gegen einander auf und sie haßten einander recht gründlich. Gondi benahm sich immer als Erzbischof und sah in dem Herzoge von Guise fortwährend noch den Erzbischof von Rheims, denn da er selbst sich von der Kirche nicht frei machen konnte, gönnte er auch einem Andern dies Glück nicht.

„Er mag sagen was er will, er bleibt Erzbischof und heirathete er die sechsunddreißigtausend Jungfrauen auf einmal."

Der Coadjutor selbst jagte Hirsche, hatte alle Tage Duelle, predigte in der Kirche St. Jean-en-Grève, verwendete viel Geld auf Ausschmückung seines erzbischöflichen Palastes, war der erklärte Liebhaber der Frau von Chevreuse und vieler andern, aber alles dies sah er nur als ein Mittel an, denn der Ehrgeiz war sein Ziel und seine Triebfeder, er wollte herrschen und regieren und Herr des Landes und der Königin sein.

An diesem Abende hielt er bei dem Fräulein von Pons aus, einmal weil sie ihm sehr gefiel und dann weil Guise sich zu ihrem Ritter erklärte. Sie reizten einander durch

allerlei spitzige Reden und hofften das nächste Mal zu einem offenen Bruche zu kommen. Die Verhaftung des Herzogs von Beaufort, die Gefahr, der sie Beide ausgesetzt waren, und die der Coadjutor auch ernster nahm, als Herr von Guise, führte sie indeß auf andere Wege, auf denen sie einander seltener begegneten. Die Cabale der Importans fiel mit ihrem Chef, der Abbé von Gondi dachte nicht mehr an die schöne Pons und beschäftigte sich ausschließlich mit Politik.

7.

Die Place Royale.

Einige Tage nach der Verhaftung des Herzogs von Beaufort begab sich die Herzogin von Chevreuse eines Morgens wie gewöhnlich zu der Königin, und da sie dieselbe in guter Laune traf, wagte sie es, von den Verbannten und Unglücklichen zu sprechen; Anna von Oesterreich fiel ihr aber sofort in die Rede und sagte:

„Liebe Herzogin, ich weiß, daß Sie mich lieb haben und Sie müssen auch wissen, daß Sie mir ebenfalls theuer sind. Zur Zeit meines Unglücks gaben Sie mir Beweise Ihrer Freundschaft, und ich wünsche das nun zu vergelten. Wollen Sie mir glauben und wünschen Sie diese Freundschaft zu behalten? Leben Sie in diesem Falle so angenehm als möglich an diesem Hofe, mischen Sie sich in keine Intrigue und genießen Sie die Ruhe, die Sie unter dem verstorbenen Könige bei mir nicht finden konnten; wir sehen einander alle Tage als gute Freundinnen, wir sprechen von unserer Jugend und von Gott und dessen Barmherzigkeit.

Es ist Zeit, daß Sie Ihr Leben regeln und sich zurückziehen; ich möchte dies auch gern thun, aber wie kann ich es? Unter diesen Bedingungen wird Alles gut gehen. Unterwerfen Sie sich denselben nicht, so nöthigen Sie mich, Sie auch zu entfernen. Das Einzige kann ich Ihnen versprechen, daß ich Sie so lange als möglich schonen und Sie zuletzt unter Ihrer Cabale verweisen werde."

Die Herzogin von Chevreuse lehnte sich wie gewöhnlich auf und fragte die Königin, was sie gethan habe, um eine solche Behandlung zu verdienen.

„Sie haben gethan was Sie seit vielen Jahren thaten, was ich aber nicht dulden kann."

„Die Prinzessin und die Herzogin von Longueville, so wie der Cardinal, reizen Sie gegen Ihre wahren Freunde auf."

„Sie setzen die Ehrfurcht aus den Augen," fiel die Königin ein, roth vor Zorn und Scham.

„Sie hörten mich an, als ich Ihnen diente; Sie beschuldigten mich nicht der Verletzung der Ehrfurcht, als ich Ihnen die Liebe des Herrn von Buckingham..."

„Madame..."

„Sie werden mich fortweisen," fuhr die Herzogin außer sich fort, „aber es hat dann doch einen Grund und Sie haben die Wahrheit gehört. Sie lieben diesen Mazarin, diesen verfluchten Italiener, den Pfaffen, der Sie verblendet und entehrt; um seinetwillen machen Sie Ihre wahren Freunde unzufrieden und unglücklich, die, welche ihr ganzes Leben lang für Sie litten. Sie weisen uns Alle weg, setzen uns gefangen.."

„Genug, genug! Ich habe zu viel Geduld gehabt und werde kein Wort mehr hören. Ich suchte Sie zu retten,

aber Sie wollen es nicht; so geschehe denn, wie Sie wünschen. Gehen Sie und klagen Sie nur sich selbst an. Heute Abend noch werden Sie meine Befehle erhalten."

Die Königin entfernte sich ohne mehr hören zu wollen. Die Herzogin eilte aufgebracht zu ihrem Vater, wo sie Herrn von Guise und die andern Importans traf, denen sie den Auftritt zwischen der Königin und ihr schilderte. Die Versammelten waren bereits aufgeregt und sie wurden es nun noch mehr.

„Mein Gott," sagte der alte Herzog, „so wird auch die Montbazon nicht zurückkommen."

„Ich wußte etwas davon," bemerkte der Abbé von Rancé, welcher im Auftrage der Herzogin von Montbazon gekommen war, um eine Aussöhnung zu bewirken. „Der kleine Coligny sagte gestern Abend, nachdem die Damen Vendome und Mercoeur verwiesen und Beaufort eingesperrt, bleibe nur noch übrig, die Herzogin von Chevreuse fortzuschaffen und den Herzog von Guise seinen Freunden nachzuschicken."

„Ah," fiel Guise ein, „das sagte er?"

„Er wiederholte es gestern in allen Tonarten gegen Jedermann. Man suchte Sie und Ihre Freunde gaben einander das Wort Sie von solchen Reden zu benachrichtigen, damit Sie sich darnach benehmen könnten. Ich habe es auch der Herzogin von Montbazon geschrieben."

Fräulein von Pons war nach ihrem Triumphauftreten nicht wieder erschienen, da ein heimtückisches Fieber sie befallen hatte, das ihre Schönheit bedrohte. Heinrich von Guise dachte am ersten Tage viel an sie, am zweiten weniger, am dritten vergaß er sie in dem Wirbel von Intriguen, Geschäften und Neuigkeiten, in welchem er lebte. Er

wurde überdies an die Herzogin von Montbazon erinnert, und zwar durch Freunde und Briefe, und die Hoffnung, Rache für die Beleidigungen nehmen zu können, die er empfangen zu haben glaubte, führte ihn vollständig zu der schönen Herzogin zurück. Er erhob sich sofort, nachdem er Herrn von Rancé gehört hatte und sagte:

„Abbé, es ist eben Zeit nach der Place Royale zu gehen; kommen Sie mit dahin, wir werden viele Leute da finden und sehen, ob die Raben noch krächzen.“

Der Abbé ließ sich nicht bitten; ein Duell und die Vorbereitungen dazu waren damals Vergnügungen und er stieg heiter in den Wagen des Herzogs.

„Wissen Sie, was man erzählt?“ fragte der künftige Reformator von La Trappe. „Man sagt, die Pfalzgräfin liebe Sie noch, und wenn sie Ihre schöne Livree sehe, kehre sie um, um Ihnen nochmals zu begegnen.“

„Das ist eine Verleumdung; sie denkt nicht an mich, so wenig als ich an sie; sprechen Sie also nicht weiter davon.“

„Und die schöne Gräfin von Bossut?“

„Sagen Sie: die Herzogin von Guise,“ fiel Amanieu ein, der an der Wagenthür saß.

„So ist es doch wahr?“ fragte der Abbé verwundert.

„Ob es wahr ist! Ich war nebst vielen Andern und dem ganzen Adel Flanderns dabei, mit dem die Gräfin von Bossut verwandt oder verschwägert ist. Obwohl ich nur ein Knabe noch bin, sage ich doch, ich würde es den Herren vom Hofe hier beweisen, wenn ich ein Mann wäre.“

„Der junge Mensch ist ja Feuer und Flamme für die Ehre der Damen! Beruhigen Sie sich, schöner Page, es denkt Niemand daran, die Ehre der Herzogin von Guise

anzutasten und wenn es geschähe, würde wohl ihr Gemahl sie zu vertheidigen wissen.“

„Gewiß, gewiß,“ fiel der Herzog verlegen ein, „aber Amanieu d'Hane ist ein guter Edelmann, wenn auch in der Art Dunois' und Vendome's, und er kann nicht umhin, für eine Dame aufzutreten, deren Verwandter er zu sein die Ehre hat.“

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Man kam an, Guise stieg aus dem Wagen und schloß sich einigen Herren an, die um einen andern herumstanden, welcher laut zu sprechen schien.

„Ja,“ sagte er und es war Miossens, ein Verwandter des Fräulein von Pons, „ja, die Herzogin Chevreuse ist verbannt; sie wird nach Tours oder auf eine ihrer Besitzungen gehen. Man spricht von nichts Anderem.“

„Es thut mir nicht leid,“ sagte ein Anderer; „die alte Herzogin ist für ihr Alter beleidigend schön; die jungen Damen sind neidisch auf sie.“

„So ist die Clique der Importans, der Eisenfresser, gesprengt..“

„Wirklich? Das ist Ihre Meinung?“ fiel der Herzog von Guise ein, der hinzutrat und eben noch zu rechter Zeit kam, um den Grafen von Coligny so sprechen zu hören.

„Es ist das meine Meinung und die Meinung vieler Andern, hoffentlich beleidigt Sie das nicht, es würde mir sonst sehr leid thun,“ antwortete der Graf, während er sich mit der herausfordernden Artigkeit verbeugte, welche damals stets den Ausbruch eines Unwetters ankündigte.

„Sie sind sehr freundlich und würden wahrscheinlich eine andere Meinung annehmen, wenn Sie erführen, daß diese mich beleidigt?“

„In der That, Sie sind zu artig, daß Sie sich darnach erkundigen und ich kann dafür nicht dankbar genug sein. Es thut mir nur leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß ich eine einmal angenommene Meinung nicht ändere."

„Wie Schade! Ich wollte Ihnen gerade eine andere vorschlagen und hoffte Sie dafür zu gewinnen."

„Schlagen Sie immerhin vor; von Ihnen ist mir Alles angenehm und es könnte wohl sein.."

„Daß Sie zugäben, die Stutzer wären Narren und Dummköpfe, denen eine tüchtige Lection zu geben ist, damit sie immer daran denken.."

„Dringen Sie nicht weiter in mich, ich könnte Ihnen dies in der That nicht zugeben."

„Im Gegentheil, ich werde darauf bestehen, denn es kommt mir darauf an, Sie zu überzeugen."

„Vergebens, vergebens; ich bin sehr eigensinnig."

„Und doch wette ich, daß Sie sogleich ebenso sprechen werden, wie ich."

„Ich wette dagegen."

„Hören Sie wenigstens. Würde Ihnen eine kleine Promenade auf der Place Royale, um die Mittagsstunde, nicht genehm sein?"

„Sie haben Recht; die Place Royale liebe ich mit Leidenschaft."

„Das wußte ich im Voraus. Gewöhnlich ist man bei solchen Abenteuern nicht allein; man nimmt gewöhnlich einen Freund mit sich."

„Allerdings. Ich habe einen alten Vetter, den Herrn von L'Estrade da, welcher mir die Ehre seiner Gesellschaft nicht versagen wird; würden Sie vielleicht die Güte haben, mir auch die Ihrige zu schenken?"

„Ich? Immer, immer. Ich kenne einen Herrn, Herrn von Bridieu, der bei solchen Promenaden höchst liebenswürdig ist.“

„Vortrefflich! und da mir viel daran liegt, daß wir einander bei dieser Promenade auf der Place Royale treffen, werde ich Herrn von L'Estrade Ihnen schicken, um Ihre Befehle zu vernehmen.“

„Sehr viel Ehre für mich.“

„Ganz auf meiner Seite.“

Die Anwesenden hörten diese Unterredung mit an und sie erriethen leicht den Zweck, aber Niemandem kam es in den Sinn sie zu unterbrechen oder sie seltsam zu finden. Man trennte sich und nach einigen Minuten erfuhren alle Promenirenden, daß der Herzog von Guise den Grafen von Coligny gefordert habe. Man sprach indeß bald von etwas Anderem, denn ein Duell war in jener Zeit etwas sehr Unbedeutendes. Nur hielt man die Wahl der Place Royale um Mittag für sehr kühn. Es erinnerte an den Grafen von Montmorency-Boutteville und den armen Grafen des Chapelles, welche eine solche Keckheit mit ihren Köpfen bezahlten. Freilich unter der Herrschaft des Cardinals Richelieu.

Der Antheil, welchen die Herzogin von Longueville und die Herzogin von Montbazon an ihren Rittern nehmen mußten, beschäftigte Abends die Salons. Die Königin hörte davon, aber sie stellte sich als wüßte sie nichts.

„Hindern Sie nicht,“ hatte der Cardinal zu ihr gesagt; „es beschäftiget alle Narren und man denkt nicht an uns. Nach dem Ereigniß werden wir sehen wie wir es benutzen können; wir müßten sehr ungeschickt sein, wenn es uns keinen Vortheil bringen sollte.“

Der Graf von Coligny entfernte sich mit L'Estrade bald, welcher Letztere ernsthaft mit ihm gesprochen hatte. Er war gegen das Duell und bot alle erdenklichen Gründe auf, um seinen Verwandten davon abzubringen.

„Der Herzog von Guise hat nichts Besonderes gegen Sie gethan, von ihm geht die Verleumdung nicht aus, Sie könnten also...“

„Davon ist nicht die Rede; ich habe mich gegen die Herzogin von Longueville verpflichtet, mich mit ihm zu schlagen, wie er gewiß der Montbazon versprochen hat, ein Duell mit mir zu suchen, obgleich er es so wenig sagt, als ich es thue. Es freut mich, daß er die Place Royale gewählt hat und ich werde mich einstellen.“

L'Estrade, der daraus erkannte, daß Coligny auf seine Gründe nicht achtete, begab sich zu dem Herzoge, um sich seines Auftrags zu entledigen. Der Zweikampf sollte am zweiten Tage darauf stattfinden. Der Herzog bat um diese Frist, um seine Angelegenheiten ordnen zu können.

„Da ich vielleicht sterben muß,“ sagte er lachend zu Bridieu, „so ist es wohl in der Ordnung, daß ich mich überzeuge, ob ich Erzbischof oder verheirathet bin.“

Er zeigte sich zwei Tage nicht in der vornehmen Welt und schrieb unter Anderem mit Amanieu an die arme Honorine zärtliche Briefe, welche der Page befördern sollte, wenn ihm ein Unglück zustieß. Er gestand sein Unrecht gegen sie ein, erkannte an, daß sie hundertmal mehr werth sei als die schönen Damen, um deretwillen er sie vergessen habe, besonders mehr als die Herzogin von Montbazon, welche ihm eben jetzt das Schwert in die Hand gebe. Amanieu wurde ordentlich gerührt. Die aufrichtige Liebe des Jünglings stellte das Glück der Gebieterin hoch über das eigene.

„Gnädigster Herr," sagte er, „Sie sind jetzt in guter Stimmung; lassen Sie uns abreisen; das dumme Duell kann bleiben, Sie haben Ihren Ruf nicht erst zu bauen; kommen Sie nach Flandern, zu meiner Cousine; holen Sie die Arme ab, bringen Sie sie im Triumph in den Palast hierher und sagen Sie: hier ist meine Frau, hier ist meine Herzogin; sie ist, denke ich, schön genug und ich werde mich für keine andere mehr schlagen; ich bin glücklich, sehr glücklich und man rede mir von nichts Anderem vor."

Das gefiel freilich dem Herzoge nicht und er entgegnete:

„Ich glaube, Amanieu, diesmal muß ich sterben; ich bin auch darauf gefaßt und vorbereitet; ich habe gebeichtet, ich bereue und bin entschlossen, meiner Frau treu zu bleiben. Das hält an bis morgen, so viel ist gewiß; ich stehe dafür und schwöre darauf. Wenn ich davon komme, hat es vielleicht keine Dauer, ich gerathe wieder auf meine Irrwege, vergesse meine Schwüre und meine Gewissenspein und sündige wie vorher."

„Bis morgen sind Sie Ihrer aber ganz sicher?" fragte der Page, der durch seine Traurigkeit lächelte.

„Ganz sicher, Kleiner, und das läßt sich wohl auch glauben, da ich ja vor dem Tode stehe und Niemanden sehe außer Dich, meine Mutter und meine Schwester. Ich freue mich sogar darüber, denn es thut mir in der That sehr leid, daß ich so viele Sünden auf mich geladen habe."

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und der Abbé von Rancé trat ein.

8.
Man soll auf nichts schwören.

Wenn man den koketten, parfümirten jungen Mann sah, der von seinem Stande nichts an sich hatte, als die nicht zu tilgenden Zeichen, konnte man in ihm unmöglich den Reformator von La Trappe, den frommen Abt, den Gegenstand der Verehrung Aller ahnen, der durch eine so vieljährige Buße die Verirrungen seiner Jugend gut machte, jenen Abbé von Rancé, dessen Name schon ein Lobspruch, ein Musterbild ist.

Er trat vorsichtig auf den Fußspitzen ein, sah sich geheimnißvoll um, begrüßte den Herzog mit einer gewissen komischen Feierlichkeit und sagte dann zu dem Pagen hinter dem Stuhle des Herzogs:

„Junger Freund, ich wünsche mit Sr. Durchlaucht allein zu sprechen.“

Heinrich winkte dem Pagen freundlich, der sich besorgt entfernte, denn er trauete dem Abbé nicht.

„Nun, Abbé, was giebt es?“ fragte der Herzog. „Man spricht gewiß überall, selbst in den Tuilerien, von unserm Duell. Das wollen Sie mir mittheilen, nicht wahr?“

„Nein.“

„Nein? was sonst?“

„Ein Geheimniß.“

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich es verschwiegen halte, so lange mir es noch möglich ist, — ich werde diesmal wohl den Tod finden.“

„Eine schöne Dame wünscht Sie zu sehen.“

„Ah!“

„Eine schöne Dame erwartet Sie.“

„Mich?“

„Ja, Sie.“

„Uebermorgen werde ich zu ihr gehen, wenn Coligny es mir verstattet.“

„Im Gegentheil, Sie werden sogleich gehen und ohne sich lange bitten zu lassen; ich werde Ihr Führer sein.“

„Nein, nein! Nach Coligny. Ich habe geschworen bis dahin keine anzusehn.“

„Aber sie ist blos hergekommen, um Sie heute zu sehen; sie hat allen Gefahren sich ausgesetzt, um eine Stunde mit Ihnen zu verbringen, da Sie morgen um ihretwillen Ihr Leben wagen. Errathen Sie nun?“

„Die Herzogin von Montbazon!“

„Sie selbst, ja. Sie eilte von ihrem Verbannungsorte herbei, hält sich in einem Hause der Vorstadt verborgen und ist entschlossen mit Ihnen zu sprechen, Sie zu ermuthigen, Ihrem Kampfe beizuwohnen, ohne daß Jemand außer Ihnen es weiß. Wenn Sie damit nicht zufrieden sind, begreife ich Sie nicht.“

Der Herzog glaubte zu träumen; es war ihm als erzähle man ihm ein Mährchen und er sagte:

„Aber die Herzogin von Montbazon..“

„Liebt Sie, leider.. offenbar!“

„Und Sie..?“

„Ja und ich,“ antwortete der Abbé von Rancé schwermüthig, „ich mache den Boten dieser Liebe, obgleich ich diese Frau seit so vielen Jahren wie eine Königin, wie eine Herrin, wie eine Gottheit verehre. Das kommt Ihnen seltsam vor, nicht wahr?“

„Aber..“

„Sie kennen meine Empfindungen nicht, Sie wissen nicht, in welcher Weise ich mich dieser Frau aufopfere. Selbst die Eifersucht habe ich überwunden, weil Eifersucht von meiner Seite eine Anforderung wäre und sie beschränkte, während ich geschworen habe, meinem Ideal nur Blumen darzubringen und vor ihm nur reinen Weihrauch zu verbrennen. Sie will mit Ihnen sprechen, sie sucht Sie, ich frage nicht nach dem Beweggrunde und kümmere mich um nichts als um ihren Wunsch. Was liegt mir an dem Uebrigen?"

Guise hörte nicht was der Abbé sagte, er bewunderte, wie der Teufel mit seinen Vorsätzen spielte und wie schwer die Treue, trotz aller Schwüre, auch nur vierundzwanzig Stunden zu halten ist. Er liebte die Herzogin von Montbazon nicht mehr, aber der so unumwundene Beweis von Liebe einer Dame, die sich sonst gleichgültig zeigte, schmeichelte seiner Eitelkeit und führte ihn wieder Illusionen zu.

„Die Herzogin ist also nicht in ihrem Palast?"

„Nein; sie ist nur für Sie hier und befindet sich bei der Flipotte, ihrer Amme, in der Vorstadt dort unten, bei Vaugirard."

„Sie wollen mich dahin geleiten?"

„Ich bin in der Absicht gekommen."

„So wollen wir sogleich aufbrechen; wir dürfen sie nicht warten lassen, sie ist ja so sehr gütig gewesen an mich zu denken. Aber da fällt mir ein, wer hat sie sobald von unserem Duell benachrichtiget?"

„Wer sonst als ich?"

„Es ist weit von hier nach Montbazon."

„Sie ist nicht in Montbazon, sondern ganz in der Nähe, in Chevreuse."

„Ah! Und das wußte selbst die Herzogin von Chevreuse nicht?“

„Sie wußte es, aber sie weiß ein Geheimniß zu bewahren, wenn es in ihrem Interesse liegt. Die Herzogin von Montbazon wußte schon gestern Abend, daß Sie Coligny gefordert; sie erwartete es schon längst, da Sie es ihr versprachen.“

Der Herzog hatte sich erhoben und seine Leute gerufen. Amanieu erschien zuerst.

„Ich werde ausgehen,“ sagte er ohne den Pagen anzusehn.

„Begleite ich Sie?“

„Nein, es ist nicht nöthig,“ antwortete er rasch. „Der Herr Abbé von Rancé ist mit mir. Er hat seinen Wagen; wir brauchen hier Niemanden.“

„Soll ich auf Sie warten?“

„Auch das ist nicht nöthig. Du bist frei.“

Sie gingen.. Amanieu sah ihnen so lange als möglich nach.

„Arme Cousine!“ dachte er. „Nicht einmal auf vier und zwanzig Stunden kann er einen Schwur halten! die Montbazon ist gewiß wieder in dem Spiele.“

Guise ließ sich durch den Abbé von Rancé widerstandslos leiten. Er wußte, daß er ein Vergehn beging und doch beging er es; so schwach ist der Mensch. Unterwegs sprach der Abbé ohne Aufhören von seiner seltsamen Liebe zur Herzogin von Montbazon, von der Liebe, die ihn in das Kloster brachte, als ihm Gott den Gegenstand derselben genommen hatte. Guise, der eine solche Liebe gar nicht begriff, saß dabei als höre er Griechisch sprechen. Eine aufopfernde, sich verläugnende Liebe konnte er sich

nicht denken; bei ihm war die Liebe selbstsüchtig, Genuß. Zu lieben um zu leiden hielt er für eine Unmöglichkeit, und doch sollte er die Möglichkeit auch noch begreifen lernen.

Sie trafen die Herzogin bei ihrer Amme in einem netten Stübchen, wo sie in Ungeduld fast verging. Guise kannte die Damen der Fronde noch nicht, ihre ausschweifende Phantasie, ihre Sehnsucht nach Abenteuern.

„Ah," sagte sie, „da sind Sie endlich!"

„Sie zweifeln an meinem Eifer, an meiner Dankbarkeit?"

„Nein, aber an dem Glücke; ich weiß recht gut, daß man nie findet was man sucht. Mein lieber Herzog, Sie haben also eine Gelegenheit gefunden? Sie werden diesen Coligny bei Seite schaffen? Welcher Sieg und welcher Ruhm für Sie!"

„Frau Herzogin," antwortete Heinrich von Guise, der ja ernstlich über sein früheres Leben nachgedacht, bereut und sich bekehrt hatte, wenigstens auf vierundzwanzig Stunden; „meiner Meinung nach hat Coligny uns nicht beleidigt, sondern wir haben ihn gereizt. Trotzdem ist unsere Sache gerecht, wenn es auch wahr bleibt, daß er sich um nichts gekümmert haben würde, wenn wir ihn durch jene Briefe nicht beleidigt hätten."

„Ah, er haßt uns gründlich."

„Ich weiß es, daß er uns haßt wie wir ihn, und doch ist es auch gewiß, daß wir ihn suchen."

„Herzog, zweifeln Sie an sich selbst? Noch ist es Zeit zurückzutreten, das Duell zu vermeiden, einen andern Ritter zu wählen; es wird uns nicht fehlen, denn alle werden bereit sein, von dem Abbé von Retz an bis zum Narren der Königin."

Der gereizte Ton, in welchem die Herzogin diese Worte sprach, erinnerte den Herzog von Guise an sich selbst. Er fiel vor ihr auf die Knie und beschwor sie, sie möchte seine Gedanken nicht nach seinen Worten deuten; er versicherte überdies wiederholt, er sei ihr Diener auf Leben und Tod und werde mit Freuden für sie sterben.

„Ich verzeihe Ihnen," erwiederte die Herzogin besänftigt, „aber was war Ihnen? Ich erkannte Sie nicht wieder."

Der Abbé hatte sich unbemerkt entfernt und sie blieben allein. Der Herzogin lag viel daran, ihn zu ermuthigen, und wahrscheinlich hat sie es durch alle Mittel versucht; die Geschichte zählt sie nicht besonders auf und wir wollen nicht mehr sagen als die Geschichte. Gewiß ist, daß sie mehrere Stunden beisammen blieben, der arme Rancé nicht wieder erschien und der Herzog sehr spät, in den Mantel gehüllt, nach Hause kam. Er schien sehr glücklich, über sein Glück aber doch nicht sehr erfreut zu sein, ließ sich von dem Portier öffnen und fragte eifrig, ob seine Leute ihn erwartet hätten.

„Sie haben nicht gegen diese Pflicht gehandelt," antwortete der Schweizer, denn schon damals besaßen Schweizer das wichtige Amt die Könige und die Paläste zu bewachen.

„Und Hane hat sich noch nicht niedergelegt?"

„Nein, er ist sogar eben noch hier gewesen, um mich zu fragen, ob Sie nicht etwa einen Boten geschickt hätten. Er war um seinen Gebieter besorgt, denn er ist ein recht treuer Diener, der Hane."

Der Herzog stampfte mißmuthig mit dem Fuße.

„Zu viel Eifer!" sagte er. „Ich verlange das nicht.

Der Knabe wird sich schaden, wenn er in seinem Alter so die Nächte durchwacht."

Amanieu war sein Gewissen und er fürchtete ihn.

„Ich werde Ihnen leuchten."

Der Schweizer trat mit dem Licht voran, aber der vertraute Kammerdiener des Herzogs hatte dessen Ankunft bereits gehört und kam rasch die Treppe herunter, hinter ihm Amanieu.

„Ach, da sind Sie ja wieder!" rief er. „Wir wollten schon in der ganzen Stadt nach Ihnen suchen, denn mich peinigte eine Angst..."

„Sehr unnöthiger Weise; ich bin ja kein Kind und weiß, was ich thue."

So jung Amanieu war, errieth er doch, daß seine Cousine trotz den Schwüren und Betheuerungen ihres ungetreuen Gemahls hintergangen worden sei; es ließ sich daran nicht zweifeln. Er ging deshalb sehr betrübt die Treppe wieder hinauf und eine Thräne zitterte an seinen langen Wimpern. Seine Liebe glich jener des Abbé von Rancé, hatte aber überdies den unermeßlichen Vorrang, daß sie engelsrein war. Er opferte sich wie Rancé ganz auf, aber mit einer Resignation, sogar mit einem Gefühl des Glücks, dessen Freude nur eine so keusche Seele fühlen konnte. Er verehrte sein Ideal blind; er hätte, wie zu einer Heiligen, zu demselben beten können und freudig sein Leben hingegeben, um ihm einen Kummer, einen Schmerz zu ersparen, besonders aber, um ihm die Liebe dessen zurückzugeben, den es so sehr liebte.

„Sie leidet gewiß mehr als ich," dachte er, „und doch leide ich sehr; es ist aber auch schrecklicher das zu verlieren, was man liebt, als das, was man nie erreichen konnte."

Der junge Philosoph hatte wohl Recht.

Als Heinrich von Guise in sein Zimmer trat, that er, als beschäftige er sich viel mit den Vorbereitungen zum nächsten Tage; er behielt alle seine Leute bei sich, er ließ seinen Stallmeister und seinen Waffenmeister rufen und da er den Pagen nicht fortschicken konnte, mochte er wenigstens nicht allein mit ihm bleiben, damit er keine Fragen zu fürchten brauche. Er erröthete und wendete das Gesicht ab; das war schon genug.

„Ich weiß nicht, ob wir Pistolen oder Degen brauchen werden, vielleicht beide; man sorge also dafür, daß Alles in Ordnung sei. Man wird uns zusehen; schöne Damen werden an den Fenstern sein, wir müssen also die Ehre des Hauses Guise aufrecht erhalten.“

„Ich werde Ihnen folgen,“ sagte Amanieu schüchtern.

„Allerdings, Kleiner; es ist eine gute Lehre für Dich; Du wirst tapfere Männer sehen und später Dich ihrer erinnern. Dann überbringst Du die Nachricht nach Flandern, wie man in Frankreich die einmal ergriffene Partei vertheidiget.“

„Das weiß man schon.“

„Man beschuldiget uns der Leichtfertigkeit und man soll uns wenigstens nicht im Verdacht der Feigheit haben. Jetzt gute Nacht; legt Euch schlafen. Wir brauchen nicht zu zeitig aufzustehen. Erst Mittags ist die Zeit.“

„Auch ich soll gehen?“ fragte Amanieu. „Ich hätte so gern..“

„Lege Dich nieder. Nach dem Kampfe plaudern wir; jetzt muß ich Kräfte sammeln, denn der Graf von Coligny ist ein wohl zu beachtender Gegner. Morgen also, morgen!“

Der arme Amanieu mußte sich mit diesem Grunde abweisen lassen und sich zurückziehen.

9.

Der Kampf.

Der große Tag brach an. Am Hofe sprach man von nichts Anderem; die Kämpfenden und besonders die Veranlassung des Kampfes nahmen das allgemeine Interesse in Anspruch der Herren sowohl als vorzugsweise der Damen, die mehr oder weniger der einen oder der anderen Partei angehörten. Guise schmückte sich wie zu einem großen Feste, ließ sich von einem großen Gefolge begleiten, nahm seine schönsten Pferde und versäumte nichts, denn er wußte, daß man nach ihm sehen werde und in jener Zeit hielt man viel auf das Urtheil der Schönheit, wie man sich ausdrückte. Die Männer hatten damals die Frauen noch nicht zu Genußmaschinen und Geldmacherinnen erniedriget. Man liebte sie um ihrer selbst willen, man suchte ihnen zu gefallen, und wenn man sie später hinterging, so waren sie doch vorher angebetet worden. Es ist dies vielleicht ein Schmerz mehr, aber auch eine Genugthuung, denn es geht doch der Beleidigung die Erniedrigung nicht voraus.

Amanieu erschien zuerst bei dem Herzoge. Er schlug die Bettvorhänge auseinander, wünschte ihm einen glücklichen Ausgang des Unternehmens und übergab ihm einen Brief der Herzogin, den ein Bote am Morgen gebracht hatte.

„Möge er Ihnen Glück bringen! Meine Cousine ahnt nicht was vorgeht, sie ahnt nicht, daß sie Sie vielleicht

verlieren soll. Mein Gott, was soll aus ihr werden, da sie nur in Ihnen lebt!"

„Unglücksvogel, schweige! Ich werde gesund und wohlbehalten, von Ruhm bedeckt, unter dem Beifall aller Schönen zurückkommen, meine Herzogin wiedersehn und Verzeihung von ihr erhalten; sie ist ja so gutherzig."

„Ach ja, sie ist gutherzig, ein wahrer Engel auf Erden. Sie würdigen Sie gar nicht nach ihrem Werthe; Sie sind oft undankbar. Wie weit stehen Alle, Ihre Herzogin von Montbazon, Ihr Fräulein von Pons, ihr nach!"

Der Herzog lachte über diese Vorstellungen und Ermahnungen, denn er gestattete dem Pagen große Freiheit und behandelte ihn wie einen Bruder, ausgenommen in Augenblicken übler Laune und wenn er gesündiget hatte, weil er ihn da fürchtete und die Augen zu ihm nicht aufzuschlagen wagte, da er die Züge Honorinen's an ihm zu erblicken glaubte. An diesem Tage wagte Amanieu Alles, da er es ungestraft thun zu können glaubte.

Guise erbrach den Brief seiner Gattin und las ihn mit sichtbarer Rührung.

„Wie sehr sie mich liebt!" sagte er.

„Und wie wenig Sie es verdienen!" setzte der Page mit halbem Lächeln hinzu.

„Amanieu, Du kennst meinen Willen, wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte? Du hast meinen Brief, Du hast das Document, welches sie als meine Wittwe allen Guisen zum Trotz anerkennt? Ich habe sie mir vor Gott und den Menschen antrauen lassen und ich werde das gegen Alle durchführen. Erinnere Dich dieses Versprechens und wenn ich selbst es vergessen sollte, wovor Gott mich bewahren mag, so erinnere mich an diese meine Worte. Ich

stehe vielleicht dem Tode nahe und in solchen Augenblicken lügt man nicht."

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht; Sie machen mich sehr glücklich. Gott segne Sie für diese Worte, die meine Cousine erfahren soll, sobald die Gefahr vorüber ist. Aber ich bin doch noch nicht ganz zufrieden; Sie müssen mir noch etwas versprechen und Sie werden es thun, da Sie meine Cousine noch lieben. Sie leidet zu viel fern von Ihnen, kehren Sie zu ihr zurück, oder berufen Sie sie hierher."

„Du hast Recht, Amanieu; wir wollen fort, das Frankreich, das Paris verlassen, wo Alles Falschheit ist, wo man sich unwillkürlich trügerischen Illusionen überläßt und vergißt, was man stets in der Erinnerung haben sollte. Wir wollen in das Land der braven gutherzigen Menschen ziehen, zu der lieben Honorine, die mich liebt und die ich so sehr liebe. Kehre ich aus dem Duell zurück, so verlaß Dich darauf, daß der nächste Tag uns nicht mehr hier sieht. Du kannst es ihr melden."

„Melden Sie es ihr selbst mit zwei Zeilen als Antwort auf diesen Brief. Wie wird sie sich darüber freuen!"

„Ja, auf der Stelle! Gieb mir das Nöthige. Ehe ich mich zum Kampfe rüste, soll sie meine letzten Gedanken erhalten."

So thun Schiffer, im Augenblicke des Schiffbruchs, Gelübde und versprechen ihr Leben zu ändern, wenn sie gerettet werden, aber

Passato il pericolo, gabato il santo.

d. h. ist die Gefahr vorbei, so lacht man den Heiligen aus, sagt ein italienisches Sprichwort. Ebenso ist es in der Liebe mit den Vorsätzen, die Ungetreue fassen.

In dem Augenblicke als Guise die Feder ergriff, meldete man Bridieu an.

„Beeilen Sie sich, die Zeit drängt!" rief er schon an der Thür. „Die Wagen der Damen rollen nach der Place Royale; es wird ein prachtvoller Anblick werden und wir dürfen nicht die Letzten sein, damit wir nicht nachlässig erscheinen und die Hälfte der guten Wünsche verlieren, die für uns sind. Die Leute Coligny's sind bereit; sein Gefolge hält an der Thür seines Hauses; er wird ohne Zweifel aufbrechen; wir müssen ihm zuvorkommen. Ist das nicht auch Ihre Meinung? bei solchen Verabredungen darf man nicht auf sich warten lassen, wenn man sich auch für berechtigt hält, bei Liebes-Rendezvous sich nicht gar pünktlich einzustellen."

„Sie haben Recht!" entgegnete Guise, indem er die Feder zurückwies, die der Page ihm reichte. „Ich habe keine Zeit mehr, Kleiner, wie Du siehst; schreibe Du für mich und schicke den Boten ab; Du weißt ja, was wir besprochen haben."

„Ich schreibe nicht," dachte Amanieu traurig; „ich würde ihr eine Hoffnung geben, welche sich später vielleicht nicht erfüllte.. Das würde ihr noch mehr Schmerz machen. Arme Cousine! So lauten alle meine Gedanken, die immer bei Dir sind."

Der Herzog kleidete sich rasch an; zehn Diener beeiferten sich um ihn her und in einem Augenblicke war er bereit, bewundernswürdig schön. Er warf dann noch einen musternden Blick in einen venetianischen Spiegel, der an der Wand hing, ein in jener Zeit großer Luxus. Dann zog er das Schwert, das man ihm reichte, machte ein paar Armbewegungen damit, um sich zu überzeugen, daß

es ihm gut in der Hand liege, und steckte es wieder in die Sammetscheide.

„Unsere Väter hatten Stahlscheiden, Bridieu,“ bemerkte er dabei; „sie waren stärker als wir, auch größer, glaube ich, und die Ligue war etwas Anderes als die Clique der Importans. Mehr Muth als ich dürften indeß die besten Guises nicht gehabt haben.“

Sie gingen geräuschvoll die Treppe des Palastes hinunter, lachend und plaudernd, als begäben sie sich zu einer Vergnügungspartie. Auf dem ersten Treppenabsatz trafen sie Mutter und Schwester, die da warteten. Die Herzogin umarmte ihren Sohn mit Thränen und er sagte, während er sich loszumachen versuchte:

„Ich wollte diesen Auftritt vermeiden, denn es ist jetzt nicht die Zeit der Rührung; Sie werden mich bald wohlbehalten wieder sehn, halten Sie mich also nicht auf. Ich vermied dieses Abschiednehmen, das nur weich macht und den Anzug verdirbt,“ setzte er hinzu, indem er die Kleider wieder ordnete und zu lächeln versuchte. „Sie haben keinen Grund zur Besorgniß; ich selbst werde Ihnen den Sieg verkündigen. Auf Wiedersehen, Schwester!..“

„Warte wenigstens, daß ich Dir meinen Segen gebe. Das wird Dir Glück bringen und mich ein wenig trösten.“

Der Herzog senkte den schönen Kopf und die Herzogin segnete ihn in einem langen Kusse. Dann richtete sie sich auf und sagte zu den Herren, die umherstanden, in würdevoller Majestät:

„Meine Herren, ich empfehle Ihnen meinen Sohn. Herr von Bridieu, thun Sie das Ihrige.“

„Das hoffe ich zu thun, Frau Herzogin. Ich gedenke völlig unverletzt zurück zu kommen und Ihre Glückwünsche in Empfang zu nehmen.“

Nach dieser Episode eilte die kriegerische Gruppe noch schneller weiter; Alle stiegen zu Pferd und Guise sprengte durch die Straßen wie ein Bräutigam, welcher die Braut einholen will. Die Bürger, die ihm verblüfft nachsahen und denen ihre Väter von der Ligue erzählt hatten, sagten unter einander:

„Der ist der rechte Nachkomme der großen Herzöge von Guise, die unsere Vorfahren so lieb hatten und die das Volk so tapfer unterstützten. Wie schön er ist! Wie stolz er aussieht!“

Unter solchen ziemlich verblaßten Erinnerungen an die Ligue bildeten die Großen die Fronde und frischten jenen Geist der Empörung etwas wieder auf, der unter Ludwig XIV. niedergeschlagen wurde, um später um so schrecklicher und gefährlicher sich von Neuem zu erheben.

Die Place Royale war, wie Bridieu angezeigt hatte, von Zuschauern bereits bedeckt. Die Bürger und das gemeine Volk standen unter den Arcaden, die Damen und Herren an den Fenstern, festlich geputzt. Die Schönen schwenkten ihre Taschentücher, um die Kämpfenden zu ermuthigen, die Herren besichtigten die Schranken und stritten über den wahrscheinlichen Ausgang. Am Ende des Platzes blieben nur zwei Fenster oder vielmehr zwei Jalousien geschlossen, und Jedermann deutete auf dieselben. Die eine befand sich bei der alten Herzogin von Rohan, die andere bei einer Verwandten des Hauses Montmorency, einer Wittwe, welche ihr Zimmer nicht mehr verließ und wenig Gesellschaft sah.

„Was ist hinter diesen Jalousien?“ fragte man. „Welche geheimnißvollen Zuschauer zeigen sich nicht?“

„Coligny und Guise werden es wohl wissen,“ antwortete lächelnd Fräulein von Pons, die unter Allen hervorstrahlte. „An dem einen Fenster wird sich die Herzogin von Longueville befinden, und an dem andern die Herzogin von Montbazon, die Frau von Bossut oder gar die Fürstin Anna von Gonzaga.“

„Thörinnen die, welche die lange Liste seiner Geliebten noch verlängern helfen!“ erwiederte Fräulein von Guerchy.

„Warum?“ entgegnete die Andere. „Man kann ja auch alle Anderen verdrängen und verdunkeln. Wenn ich auch nur einen Tag in diesem unbeständigen Herzen herrschte, dürfte es weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft denken.“

„Und Sie glauben, man könnte dies bewirken?“

„Meine liebe Guerchy, Sie gelten am Hofe für die Kokette, Sie werden dies wohl wissen und haben auch Ihre Pläne. Ich bin erst einmal erschienen und sollte Ihnen gute Lehren geben?“

„Ich wette, daß es nicht möglich ist.“

„Ich wette, daß es möglich ist. Soll die Wette eine ernstliche sein?“

„Ja; ich möchte so gern thätig sein, sie zu gewinnen; aber es ist eine schwere Aufgabe.“

„Den Herrn von Guise soll ich also gewinnen? Nun.. Der Anfang wurde schon bei meinem ersten Erscheinen gemacht.“

„Das wundert mich nicht, und das ist auch nicht schwer. Ich fordere Sie jetzt auf, ihn dahin zu bringen, wohin Sie ihn haben wollen.“

„Das werden Sie sehen. Ich habe den Herzog von Guise nur zwei Stunden beobachtet und weiß doch schon genau, was man ihm zu sagen, was man ihm zu versprechen und zu versagen hat, und wie man ihn behandeln muß, um ihn auf die Knie nieder zu bringen."

„So sind wir einig? Was ist der Preis der Wette?"

„Der soll erst später bestimmt werden. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich werde viel fordern, um Sie für Ihre Eitelkeit zu strafen."

„Und ich . . könnte vielleicht eine Herzogskrone fordern."

„Achtung! Sie kommen Beide gleichzeitig, der Eine von Norden, der Andere von Süden her. Prächtig! Ich sehe mich in die Ritterzeiten vor ein Turnier versetzt, bei dem wir dem Sieger Schärpen zu geben haben."

„Wir werden ihnen Ketten geben, das ist besser."

Die Kämpfer erschienen wirklich im Galopp, als sie aber auf den Platz gelangten, hielten sie ihre Pferde gleichzeitig an und ließen sie im Schritt weiter gehen. Ein Jeder ritt dann um den Platz herum und grüßte rechts und links die Bekannten, namentlich die Damen. Den geschlossenen Fenstern gegenüber blickten beide lange auf, aber ohne zu grüßen. Einige Schritte weiter hin bemerkte Heinrich von Guise, den keineswegs ein Gedanke beschäftigte, wie seinen Gegner, Fräulein von Pons, die triumphirend in ihrer Schönheit und ihrem Schmucke dastand. Er erbebte, fühlte sich in dem Herzen getroffen, wie noch nie vorher, tummelte sein Pferd unter ihrem Balcon, nahm den Hut ab und grüßte sie so tief und so graziös, daß sie unwillkürlich erröthete. Er dachte in diesem Augenblick

weder an die Herzogin von Montbazon, die ihn sah, noch an Honorinen, die ihn erwartete, noch an Anna von Gonzaga, die ihm fluchte; für ihn war jetzt Fräulein von Pons Alles; für sie, vor ihr wollte er kämpfen und die Wette war also, wie man sieht, bereits halb gewonnen.

Die Kämpfer schwangen sich von den Pferden, begaben sich mit ihren Secundanten in die Mitte des Platzes, zogen die Degen und begrüßten einander artig. Sie waren allein und von ihren Leuten ziemlich entfernt. Es herrschte tiefe Stille um sie her. Herr von Guise und Herr von Coligny standen einander gegenüber und griffen mit Ungestüm an. Fast bei dem ersten Stoße durchbohrte der Herzog den Arm Coligny's und machte ihn kampfunfähig. Weniger begünstigte das Glück seinen Secundanten Bridieu, der von L'Estrade einen heftigen Stoß empfing und fiel.

L'Estrade eilte zu ihm, um ihn aufzuheben, Bridieu stand aber allein auf und sagte, obgleich er sich kaum aufrecht halten konnte:

„Es ist nichts; setzen wir den Kampf fort."

L'Estrade war aber zu edelherzig, um dies zuzugeben und den erlangten Vortheil zu benutzen; er reichte Bridieu, der wankte, die Hand und sagte:

„Sie sind muthig, ich zweifelte nie daran; Sie sind ein redlicher Mann, daran zweifelte ich noch weniger; wenn Sie einen Freund bedürfen, rechnen Sie auf L'Estrade und verfügen Sie über ihn."

Während dieser Betheuerungen zwischen den Secundanten war Coligny unter dem Degen Guises gefallen, welcher ihn zwingen wollte, um Gnade zu bitten; Coligny aber schwieg noch immer, obgleich er im Sterben lag, und

der Herzog wollte ihm eben den Degen in den Hals stoßen, als Bridieu zu ihm hinkte, ihn am Arm faßte und sagte:

„Mein Gegner hat mir das Leben gelassen und man soll nicht sagen, Sie hätten den Ihrigen in meiner Gegenwart getödtet, als er sich nicht mehr vertheidigen konnte."

In derselben Zeit öffneten sich die beiden Jalousien; die Herzogin von Longueville zeigte sich mit mehr als dem halben Körper, weinend, während die Herzogin von Montbazon triumphirend sich ganz sehen ließ, auf die Gefahr hin in die Bastille oder ein anderes Staatsgefängniß abgeliefert zu werden. Der Verwundete war gerade unter ihrem Fenster gefallen und sein erlöschender Blick suchte noch die schöne Geliebte; Guise dagegen suchte nichts als den Sieg; er sah die Herzogin kaum an, er dachte auch nicht an sie, zum Glück für Coligny, dem er das Leben schenkte.

„Ich danke, Bridieu," sagte er; „Du ersparst mir einen Schmerz; ich bin Sieger und das genügt. Trotz unsern alten Familienstreitigkeiten wird der Herzog von Guise den Grafen von Coligny nicht tödten."

Er that dies offenbar, um durch Edelmuth Eindruck auf das Herz des Fräulein von Pons zu machen, die, wie er wohl gesehen hatte, todtenbleich, unverwandt nach ihm blickte. Er zog den Degen zurück, wischte ihn ab, steckte ihn in die Scheide und winkte seinen Leuten. L'Estrade und die Wundärzte beschäftigten sich mit Coligny. Der Herzog schwang sich auf sein Pferd, tummelte es eine kurze Zeit und verschwand dann im Galopp.

In der Stadt und am Hofe sprach man von nichts als von diesem Zweikampfe; es regnete Lieder und namentlich machte man Spottverse auf die Herzogin von Longue-

ville. Obwohl Coligny sich fortwährend geweigert hatte, um Gnade zu bitten, sang man doch, er habe um sein Leben gebeten, um die Herzogin noch länger lieben zu können. Die schlechten Verse, die eine solche Lüge verbreiteten, untergruben leider den guten Ruf des jungen Mannes, der indeß nicht lange lebte, sondern an den Folgen der Wunde starb, welche die Verleumdung vergiftete.

Man erzählte — was erzählt man nicht? — die Herzogin von Longueville sei an sein Sterbebett gekommen in Begleitung ihres Freundes Larochefoucault, welcher seine Stelle einnehmen wollte und lange auch einnahm, wie man sagt. Wir erwähnten das Gerücht nur, um zu beweisen, in welchem Grade die Liebschaften der Großen damals Jedermann beschäftigten.

Die Königin und der Cardinal drückten die Augen über diesen Zweikampf zu, denn sie sahen keinen Vortheil für sich in der Verfolgung, und dies war immer der Beweggrund Mazarins. Die alte Herzogin von Guise sprach einmal mit Anna von Oesterreich davon, die lächelnd antwortete:

„Ich freue mich, daß der Herzog von Guise sich wohl befindet.“

Amanieu folgte seinem Herrn in den Palast und bei dem Auskleiden erinnerte er ihn schüchtern an das früh gegebene Versprechen.

„Morgen reisen wir nach Flandern, nicht wahr?“

„Abreisen? Was fällt Dir ein? Nach einem Kampfe, der so viel andere nach sich ziehen kann? Es sähe ja aus, als ginge ich denselben aus dem Wege. Ist der Bote noch da?“

„Nein; er ist schon diesen Vormittag zurückgegangen.“

„So wird uns die Gräfin erwarten!“ fiel er aufbrausend ein.

„Nein, die Frau Herzogin von Guise wird uns nicht erwarten; ich habe nichts von der Reise erwähnt, denn ich wußte schon, was geschehen würde.“

10.

Die Sirene.

Am Abende dieses Tages war der Hof zahlreich versammelt im Palais Royal, in welchem die Königin ihre Wohnung genommen. Die Herzogin von Montbazon hatte Heinrich von Guise zu sich bitten lassen und obgleich er sich sehnte, seiner neuen Göttin seine Huldigungen darzubringen, glaubte er doch seinem Versprechen und dem Wunsche einer Dame nachkommen zu müssen. Das war damals noch modisch.

Sie dankte ihm in der leidenschaftlichsten Weise und ehe sie in ihre Verbannung zurückkehrte, ließ sie sich schwören, daß er sie besuchen und ihr oft schreiben wolle, — Schwüre, die man damals so schnell vergaß wie heute. In dieser Hinsicht ändern sich die Leute nicht.

Er verließ sie sobald als möglich und eilte dahin, wohin ihn das Herz jetzt zog. Fräulein von Pons bemerkte ihn sofort und zeigte ihn dem Fräulein von Guerchy, die indeß sagte:

„Die Montbazon hält ihn fest, Liebe; sie hat ihren Verbannungsort seinetwegen verlassen und sich vor Jedermann gezeigt, was Beide sehr bindet. Sehen Sie ihn an;

er ist bei ihr gewesen und noch voll von Zärtlichkeit. Ihre Mühe wird vergeblich sein."

„Noch heute Abend sollen Sie weitere Nachricht erhalten und Sie werden auch gleich sehen, was geschieht. Er denkt so wenig an die Montbazon als an sein Erzbisthum. Sie verstehen das nicht."

Der Herzog von Guise hatte sie in der That bald gefunden und eilte mit einem Eifer zu ihr, welcher die Gefühle seines Herzens verrieth. Man hielt ihn mehrmals an, aber er beseitigte alle Hindernisse und begab sich zu dem Mädchen, deren Blicke ihm folgten. Er verbeugte sich vor ihr und wollte das Gespräch da wieder aufnehmen, wo er es das erste Mal abgebrochen hatte.

„Sachte! Sachte!" fiel sie ihm heiter in das Wort. „Ich habe gar nicht Lust, mir die Augen auskratzen zu lassen. Nach dem, was wir heute gesehen haben, kann keine Dame — ihrer Sicherheit wegen — Ihre Complimente annehmen."

„Wie, Fräulein? Seit wann entfernen Kämpfe und Siege die Damen von einem Herrn? Ich glaubte bisher das Gegentheil."

„Mit Recht; auch ist davon nicht die Rede."

„Wovon sonst?"

„Von einer gewissen Jalousie, hinter welcher.."

„Ich weiß nicht, Fräulein, was Sie meinen."

„So erfahren Sie, daß ich keineswegs Liebhaber anderer Damen suche, und daß die mir ganz angehören müssen, welche.."

„Kann es anders sein, wenn man Sie gesehen hat?"

„Sprechen wir von etwas Anderem und denken wir auch an etwas Anderes. Man spricht heute Abend nur

von Fräulein von Boutteville und ihrer Schönheit. Sie ist ein aufgehendes Gestirn, wollen Sie dasselbe nicht auch begrüßen?“

„Da würde ich nicht gut ankommen, Fräulein; Sie wissen es.“

„Ah wegen Herrn von Andelot und Ihres Duelles mit seinem Bruder? Fräulein von Boutteville wird darüber nicht immer zürnen.“

„Glauben Sie das wirklich und wollen Sie mich ernstlich abweisen?“

„Warum nicht?“

Die schönen Augen des Fräulein von Pons irrten in der Galerie umher und schienen Jemand zu suchen, ohne auf Guise zu achten.

„Sie erwarten einen Glücklichen?“

„Warum nicht?“

Dieses wiederholte „warum nicht“ war eine Unartigkeit und Guise an solche Behandlung nicht gewöhnt. Er biß sich auf die Lippen und wollte sich entfernen, denn er war noch nicht ganz in Banden gelegt.

„Ich werde gehen, Fräulein, da ich Ihnen lästig bin und Sie mich zur Boutteville schicken; ich werde Ihnen gehorchen und mich dem aussetzen was mich erwartet, denn um keinen Preis möchte ich zudringlich erscheinen.“

Er verbeugte sich tief, drehte sich auf den Absätzen um, und ging geradenwegs zu Fräulein von Boutteville, die, wie wir gehört haben, allerdings keineswegs geneigt war, einem schönen Manne lange zu zürnen, weil er den Bruder ihres Liebhabers verwundete. Guise war ja auch eine zu schmeichelhafte Erscheinung, namentlich da sie ihn dem schönen Fräulein von Pons abwendig machen

konnte. Sie empfing ihn also mit sehr freundlichem Lächeln.

„Fräulein von Pons ist wunderbar schön, meinen Sie nicht?" begann sie das Gespräch, gerade wie ihre Nebenbuhlerin.

Sie waren beide sehr gewandt und würdig einander zu bekämpfen. Sie wollten nicht scheinen, als fürchteten sie einander, und doch haßten sie einander. Fräulein von Boutteville war trotz ihrer Liebe zu d'Andelot, dem Bruder des unglücklichen Coligny, die berechnendste Kokette am Hofe, obgleich es noch Niemand ahnte, sie zählte ja erst sechszehn Jahre. Sie war die Tochter des unglücklichen Grafen von Montmorency-Boutteville, welchen Richelieu hatte enthaupten lassen, weil er sich dem Verbote zum Trotz mit Bussy auf der Place Royale geschlagen hatte. Andere Zeiten andere Sitten! Sie hatte die sprichwörtliche Schönheit ihres Vaters geerbt.

An diesem Abende war d'Andelot nicht gegenwärtig und die junge Verlobte fühlte sich frei. Es war eine Freude für sie, die Flügel zu entfalten, welche bisher durch diese junge Liebe zusammengehalten worden waren.

Fräulein von Guerchy neckte ihre Freundin, indem sie mit dem Fächer leicht nach dem schönen Paare zeigte, das einige Schritte von ihnen scherzte, und sagte:

„Das Vöglein ist fortgeflogen, liebe Pons, und Sie werden es nicht wiederfangen. Das hat man davon, wenn man den Käfig aufmacht."

„Ach," antwortete Fräulein von Pons, „wie unerfahren Sie sind! Er war nie fester gebunden und die Bande ziehen sich immer dichter um ihn. Er ist allerdings fortgeflogen, aber er trägt die Wunde im Herzen und

eine Kette an sich, von der er sich nicht loszumachen vermag."

„Eitelkeit!"

„Blindheit! Sehen Sie denn nicht, wie er jede Minute einmal an uns vorübergeht? Ist das natürlich? Die schöne Boutteville führt ihren Sclaven umher und glaubt ihn mir entzogen zu haben und Herr von Guise bildet sich ein, ich bereue ihn freigelassen zu haben, da er so gut aufgenommen worden. Sie werden es bald überdrüssig werden, wenn sie merken, daß ich nicht darauf achte."

In diesem Augenblick traten Mioffens und Vardes, zwei der modischesten Stutzer, zu den Mädchen. Fräulein von Pons hütete sich wohl sich den Schein zu geben, als locke sie dieselben an; sie empfing sie sehr nachlässig und that als erzeige sie ihnen damit doch eine große Ehre. Sie bemerkten es auch wohl und nannten sie die schöne Verschmähende, machten ihr aber doch eifrig den Hof. Heinrich von Guise hatte das Herz voll Groll und steigerte seine Galanterie gegen Fräulein von Boutteville nur noch mehr.

Der Marschall von Chatillon und seine Gemahlin, die Aeltern d'Andelot's, billigten eine solche Heirath nicht, erstens weil sie eifrige Hugenotten waren und zweitens weil Fräulein von Boutteville kein dem ihres Sohnes entsprechendes Vermögen besaß. Frau von Boutteville meinte dagegen, der Name Montmorency wiege jede Mitgift auf und es werde ihr nicht schwer werden, ihre Tochter in der reichsten Familie unterzubringen. So that man Alles, um die Liebenden zu trennen. Der arme d'Andelot litt unsäglich dabei, Fräulein von Boutteville dagegen tröstete sich, wie man sieht.

Ehe der Abend verging, war Guise des Zwanges, den er sich anthun mußte, überdrüssig, kniete vor Fräulein von Pons und beschwor sie, ihm zu erlauben, bei ihr zu bleiben. Fräulein von Bouteville erkannte ärgerlich, welche Rolle sie gespielt habe, und wendete sich zu ihrer Mutter. Bardes und Miossens waren noch immer da, wie die andern Schmetterlinge, welche dieses strahlende Licht anlockte, und die Schöne nahm unveränderlich alle Huldigungen mit spöttischem oder verächtlichem Lächeln auf.

Nach drei Wochen hatte Heinrich von Guise den Verstand ganz und gar verloren und wurde in ihren Händen ein Spielzeug, das sie nach Gefallen gebrauchte. Er hatte Augen, Ohren und Gedanken nur für sie. Der ganze Hof beobachtete ihn und jene Sirene, um deretwillen er Alles vergaß. Seine Mutter lachte darüber, wenn man die Gefahr einer solchen Intrigue erwähnte.

„Sie sorgt dafür, daß er die Andern vergißt, und er wird sie zu gehöriger Zeit auch vergessen. Alles das hindert nicht, daß er später irgend eine Prinzessin heirathet und die Familie Guise fortpflanzt."

Amanieu allein sah traurig mit jedem Tage die Leidenschaft seines Herrn zunehmen. Er sprach fortwährend von der Gräfin von Bossut, erhielt aber nur ausweichende und unbestimmte Antworten. Allmälig hielt Guise ihn sogar fern von sich und mied ihn. Kam der Page zu ihm, so richtete der Herzog es stets so ein, daß er nicht mit ihm sprechen konnte. Auf die Empfehlung des Fräulein von Pons hatte er einen jungen von Malicorne zu sich genommen, der natürlich Alles galt.

Amanieu war es endlich überdrüssig zu leiden und zu warten und nahm sich vor zu ermitteln, welche Absichten

sein Herr hege, um aus der Ungewißheit heraus zu kommen, die ihn wie die arme verlassene Honorine gleich sehr drückte. Eines Abends also, als der Herzog früher als gewöhnlich nach Hause kam, bat er ihn um Gehör, da er durchaus mit ihm sprechen müsse.

„Ich bin müde, die Augen fallen mir zu; kannst Du es nicht verschieben bis morgen?"

„Nein; die Sache ist sehr dringend und wird Sie auch nur ein halbes Stündchen aufhalten."

Der Herzog mochte sich sagen, daß es am besten sei, die einmal nicht länger zu vermeidende Erklärung so bald als möglich los zu werden, aber Amanieu hatte doch seine Zeit schlecht gewählt. Eine unerwartete Nachricht hatte den Hof in Aufregung versetzt, denn Fräulein von Boutteville war durch d'Andelot mit Hilfe des Herzogs von Enghien entführt worden, welcher Fräulein von Vigean liebte und derselben eine Probe von seiner Handlungsweise geben wollte, um sie zu veranlassen, ihm zu vertrauen. Er sprach von nichts Geringerem als von der Auflösung seiner Ehe, die er auf Befehl seines Oheims, des Cardinals Richelieu habe eingehen müssen, um sich dann mit Fräulein von Vigean, einer Prinzessin von Condé, zu vermählen. Zur Probe versuchte er denn der Königin zu trotzen, indem er d'Andelot in diesem Falle sein Haus und seine Mitwirkung lieh.

Die Entführung erfolgte am hellen Tage, als Fräulein von Boutteville im Wagen ihrer Schwester ausfuhr. Sie that zwar, als schreie sie um Hilfe gegen die Gewalt, die man ihr anthue, aber Niemand ließ sich täuschen, außer ihre Mutter, die noch denselben Abend mit der Prinzessin, mit welcher ihr Mann verwandt war, bei der Königin sich beschwerte.

Diese nahm die Sache leicht und antwortete der Prinzessin:

„Liebe Cousine, ich darf mir nicht die Mühe geben, den Schuldigen zu strafen; wahrscheinlich würde es dem Fräulein von Boutteville leid thun, wenn man sie in ihrer Freude störte, und ihre Mutter, die zwar weint, dürfte es auch nicht gern sehen, wenn man Herrn von Chatillon herbeiholte, ohne daß er ihr Schwiegersohn geworden."

Die Liebenden wurden in der That in Fleury, bei dem Herzoge von Enghien, getraut. Nach einigem Zögern verziehen die Aeltern und sie kehrten an den Hof zurück, wo sie um so mehr gefeiert wurden. Glücklich war ihre Ehe freilich nicht: Chatillon wurde des Besitzes bald überdrüssig, verliebte sich in eine Hofdame der Königin und machte seine Frau so eifersüchtig, daß sie sich trösten lassen mußte.

Chatillon verlor sein Leben während der Fronde und seine Wittwe war die berühmte Herzogin von Chatillon, die Geliebte des Prinzen, des Helden, desselben Herzogs von Enghien, der bei ihrer Entführung behülflich gewesen war. Fräulein von Vigean ging in ihrer Trostlosigkeit in ein Kloster und wurde sehr fromm, wie nach ihr Fräulein von La Vallière. Die Liebe fand sich also damals überall, in der Religion, in der Politik und selbst in den Ballets am Hofe. Die Folge jener Entführung war, daß die Mädchen, die einigermaßen gesucht wurden, von ihren Liebhabern verlangten, ebenfalls entführt zu werden, weil sie nicht weniger geliebt sein wollten als Fräulein von Boutteville. Auf diesen Gedanken kam Fräulein von Pons zuerst und sie erklärte dem Herzoge von Guise unumwunden, er müsse der Sache ein Ende machen,

und wie Chatillon eine Verheirathung mit ihr herbeiführen.

„Ich sehe Sie nicht wieder, als wenn Sie mit einem Wagen, einem Geistlichen und Zeugen vor meiner Thür erscheinen, um mich zur Trauung in das Schloß eines unserer Freunde zu bringen. Das sei Ihnen ein für allemal gesagt.“

„Aber, Fräulein, Sie wissen ja..“

„Daß Sie Erzbischof sind und des Spaßes wegen schon zweimal heiratheten? Diesmal wird es Ernst, dafür bürge ich.“

„Fräulein, meine letzte Ehe kann leider nicht verläugnet werden.“

„Was wollen Sie dann von mir? Wofür halten Sie mich.“

„Für die Schönste und Grausamste, während ich Ihr ergebenster und leidenschaftlich liebender Sclave bin. Ich bin auch entschlossen, Ihnen zu gehorchen; befehlen Sie, was soll ich thun? Alles will ich lieber thun, als mich von Ihnen verbannen zu lassen. Die Ehe besteht, das ist nicht zu läugnen; ich habe mich mit der reinsten und tugendhaftesten Frau verbunden, aber ich zerreiße das Band und breche ihr das Herz, wenn Sie mir Hoffnung geben, meinen Namen annehmen zu wollen. Sie sind meine Königin, also befehlen Sie.“

Fräulein von Pons fühlte sich einen Augenblick geblendet; sie stand endlich vor dem ersehnten Ziel; sie sollte den Platz erhalten, den ihr zwei Andere streitig machten, und daß sie sich nicht vertreiben ließ, davon war sie fest überzeugt. Sie sammelte sich also allmälig und vermochte sogar sich so weit zu beherr-

schen, um den Liebenden nicht merken zu lassen, was sie empfand.

„Gut,“ sagte sie; „ich bin zufrieden. Ich habe es Ihnen nicht verheimlichet, daß ich Sie liebe, und ich bin bereit, Ihnen alle Beweise davon zu geben, die Sie wünschen. Erkundigen Sie sich, in welcher Weise Sie sich frei machen können. Sobald Sie diese Freiheit erlangt haben, werde ich Ihnen Treue schwören. Ich kenne Ihre Mutter und weiß was sie uns bereitet, ich weiß auch was uns von Ihrer Schwester erwartet. Gleichviel. Ich liebe Sie so, um ihrem Zorne und Hasse Trotz bieten zu können. Mehr verlangen und fragen Sie nicht,“ setzte sie hinzu, da er etwas sagen wollte; „und ich habe ohne Zweifel schon zu viel gesprochen, aber ich habe Vertrauen zu Ihnen und bereue meine Schwachheit nicht.“

Nach einer solchen Unterredung wollte der arme Amanieu die Rechte Honorinens geltend machen.

11.

Ein letzter Freund.

Heinrich von Guise entließ seine Leute und als er mit Amanieu allein war, drehte er sich nach diesem um, stützte sich auf den Ellbogen und fragte so unbefangen als möglich:

„Nun, lieber Amanieu, was hast Du mir zu sagen?“

„Sie errathen es gewiß und würden sich nicht so viel Mühe gegeben haben, mich fern zu halten, wenn Sie es nicht längst geahnt hätten.“

„Ich hätte Dich absichtlich fern gehalten? Ich bitte

Dich, warum sollte ich Dich zu fürchten haben? Was bist Du bei mir als ein netter Page, dem meine Leute seiner Streiche oder seines Ungehorsams wegen unweigerlich die Peitsche geben würden, wenn ich es befehlen wollte?"

„Ich bin kein Damen-Page, und siebzehnjährigen Pagen giebt man die Peitsche nicht mehr. Ich fürchte Sie nicht, aber Sie fürchten mich, ich wiederhole es, denn Sie haben Grund mich zu fürchten, da ich für Sie ein lebendiger Vorwurf bin."

„Amanieu, Du setzest die Achtung aus den Augen."

„Nein, ich spreche mit Ew. Durchlaucht nach dem Rechte, das Sie mir gegeben haben, und ich vertrete bei Ihnen eine Sache, die Jedermann vergißt, die ich aber nicht vergessen darf. Sechs Briefe meiner Cousine sind ohne Antwort geblieben. Was gedenken Sie zu thun? was kann ich ihr sagen? Heute erst habe ich einen trostlosen Brief von ihr erhalten; sie vergeht vor Kummer und Sehnsucht in Glimes und hält sich nur ein wenig noch durch Hoffnungen aufrecht. Das muß ein Ende nehmen."

Der Knabe, der die Rolle des Gewissens spielte, machte einen unerwarteten Eindruck auf den Herzog. Er schwieg eine Zeit lang und wagte es nicht die Vorstellungen übel zu nehmen. Er versuchte vielmehr die Schwierigkeit zu umgehn.

„Amanieu, weißt Du, daß ich diese übergroße Vorsorge seltsam finden dürfte? Du liebst Deine Cousine in einer Art, die verdächtig erscheinen könnte, wenn ich Zeit hätte eifersüchtig zu sein und ihr Charakter nicht über jeden Verdacht erhaben wäre."

„Ich brauche es gar nicht zu verbergen; ja, ich liebe die Herzogin von Guise, sie ist meine erste und meine letzte

Liebe, denn es ahnt mir, daß ich jung sterben werde; aber ich liebe sie wie man Gott liebt, die heilige Jungfrau und die Engel. Ich würde für sie sterben, um ihr einige Tage Freude zu geben und ihr einen Kummer zu ersparen, ich würde aber auch lieber sterben als eine Hoffnung zu hegen wagen, die mir ihre Tugend zu hegen versagt. Ja, Sie können eifersüchtig auf mich sein, wenn Sie fürchten sie geliebt zu sehen, aber Sie dürfen es nicht sein, wenn Sie eine Beleidigung fürchten, die von meinem Wunsche so fern ist wie von meinem Herzen."

„Nicht übel! Nicht übel! Du wirst es zu etwas bringen, wenn Du eine solche Sprache vor Damen führst. Sie wollen so geliebt sein, sie hören gern, daß man es ihnen sagt, selbst die strengsten.."

„Ich habe es ihr nie gesagt und bin überzeugt, daß sie nichts ahnt; sie ist zu gutherzig, als daß sie mich zum Vertrauten ihrer Liebe zu Ihnen gemacht haben würde, wenn sie geglaubt hätte mir dadurch weh zu thun."

„Sie weiß es so gut wie Du, Kleiner," antwortete der Herzog, der das Gespräch mit Freuden diese Richtung nehmen sah; „die am wenigsten gefallsüchtige Frau hat darin einen trefflichen Instinct."

„Davon ist aber gar nicht die Rede," sagte Amanieu, der wieder auf den rechten Weg zu kommen suchte, „das Schicksal der Frau Herzogin von Guise ist zu entscheiden und ich rufe für sie Ihr Wort als Edelmann und Fürst an, ohne von Ihrer Liebe als Gemahl zu sprechen."

„Du wirst mich wirklich um meine Geduld bringen, Amanieu. Was soll das heißen? Was ist in der Lage Deiner Cousine verändert? Ich liebe sie, ich liebe sie wirklich, wie ich sie immer geliebt habe; ich mußte sie verlassen,

um über meine Interessen in Frankreich zu wachen. Die Gründe, die mich von ihr entfernten, bestehen noch; ich schreibe ihr wenig, weil ich ihr wenig Tröstliches zu melden habe und ich sie noch mehr zu betrüben fürchte, wenn ich ihr melde, daß unsere Trennung noch länger fortdauern muß. Was ich Dir da sage, ist sehr einfach und Du wirst es also vollständig einsehen."

Der Page schüttelte betrübt den Kopf und wollte antworten, der Herzog aber winkte, daß er noch nicht zu Ende sei.

„Die Herzogin hat sich über mich nicht zu beklagen, so viel ich weiß. Ich habe ihr es ganz frei gestellt, ihren Aufenthalt, ihren Umgang, ihre Beschäftigungen, ihre Vergnügungen nach Belieben zu wählen, denn ich bin kein Bossut. Sie hat gewünscht allein zu sein in ihrem Schlosse; ich war nicht dagegen, weil sie es wünschte, aber sie kann auch nach Brüssel gehen, an den Hof der Regentin, oder in ihrem Schlosse den ganzen Adel Flanderns um sich sammeln. Ich begreife, daß die Einsamkeit ihr lästig wird; ich begreife, daß sie sich nach angenehmer Gesellschaft, nach einem Freunde sehnt, in Abwesenheit des Mannes und — nimm dies als einen Beweis meines Vertrauens — wenn Du zu ihr reisen willst, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, ich verlange es sogar, trotz dem Geständnisse, das Du mir gemacht hast. Morgen schon kannst Du aufbrechen und die Ungeduld und Sehnsucht Deiner schönen Cousine beschwichtigen; ich bin überzeugt, daß meine Ehre nichts dabei zu fürchten hat und daß Du mir in Glimes so treu dienen wirst, wie in Paris; ich kenne Dich ja."

„Ich danke Ihnen; Sie haben eine Meinung von mir, die ich zu verdienen glaube, aber ich lehne die Ehre ab,

die Sie mir erzeigen, und werde nicht nach Glimes gehen."

„Ein seltsamer Verliebter, der das Glück von sich weiset, seine Schöne vor Augen zu haben!"

„Von meiner Liebe und von meinem Glücke ist nicht die Rede, sondern von dem Glücke und dem Rufe der Herzogin von Guise. Zu dem ersten kann ich leider nichts beitragen und einen Vorwand zur Antastung des letzteren will ich nicht geben."

„Welchen Vorwand?"

„Ich bin siebzehn Jahre alt und seit meinem Aufenthalte in Paris habe ich aufgehört ein Kind zu sein. Wenn ich Ihren Befehlen nachkäme, wenn ich mich zu der Frau Herzogin begäbe, würde man mir bald ein Glück zuschreiben, dessen ich unwürdig bin, nach dem ich nie zu streben wagen werde; man würde die Tugend selbst verleumden, man würde dann diese Verleumdungen benutzen, Sie zu entschuldigen und wer weiß, ob Sie eines Tages nicht selbst — in manchen Fällen scheint jeder Vorwand gut genug zu sein — die Befehle vergäßen, die Sie mir jetzt geben und aus meinem Gehorsam mir und der, welche Sie nicht mehr lieben, ein Verbrechen machten. Nein; ich diene Ihnen und meiner Cousine besser, wenn ich hier bleibe, und wenn Sie mich nicht behalten wollen, bleibe ich dennoch, nicht in dem Palaste Guise, ich weiß nicht wo, aber gleichviel, wenn ich Sie nur sehen, Ihnen folgen und vielleicht verhindern kann..., ich bitte um Verzeihung, ich weiß nicht mehr was ich spreche, aber Sie werden mich gewiß nicht fortschicken."

„Nein, ich werde Dich nicht fortschicken, armer Amanieu, ich lasse Dir alle Gerechtigkeit widerfahren, aber, siehst Du, ich bin jung, ich bin freilich verheirathet, aber

die Frau ist fern von mir und tausend Verlockungen umgeben mich. Ich bin für die Ehe nicht geschaffen; sie ist eine zu schwere, zu unlösliche Kette; ich kann eine Frau wie die Gräfin von Bossut nicht glücklich machen, noch bei ihr glücklich sein."

„Nun weiß ich gewiß, daß Sie sie nicht mehr lieben, daß Fräulein von Pons.."

„Was meinst Du? warum hältst Du inne?"

„Ich wage nicht weiter zu gehen; ich habe das Recht nicht nach Ihren Gefühlen zu fragen und zu forschen, ich sehe nur, wohin wir alle kommen, und welches Schicksal die arme Frau erwartet, die Sie so sehr liebt. Ich denke an die Vergangenheit und zittere."

„Du willst nicht nach Glimes reisen?"

„Nein."

„Nun, so mache mir den Kopf nicht länger warm und lasse mich schlafen; ein anderes Mal mehr. Du weißt, daß ich morgen bei guter Zeit zum Cours gehe; es gilt eine Wette und die Damen werden da sein."

„Ich werde es nicht vergessen. Der Himmel behüte Ew. Durchlaucht, sende Ihnen schöne Träume und einen guten Entschluß!"

Er zog die Vorhänge des unermeßlichen Baldachin zu, ging betrübt in sein Stübchen hinauf und flüsterte:

„Es ist Zeit, daß ich ihr den Ring sende."

12.

Ein anderer Entschluß.

Wir haben Honorinen verlassen, als sie sich durch Gudula hatte bereden lassen, Hilfe bei der Erzherzogin zu

suchen. Eben als sie abreisen wollte, meldete ihr Gudula einen Boten aus Paris.

„Noch Einer!“ sagte Honorine. „Diesmal ist er gewiß von ihm; er kann nur von ihm sein. Was bringt er?“

„Das Packet da.“

Die Gräfin erbrach hastig die Siegel und fand ein sorgfältig eingepacktes Kästchen, auf welchem sie die Handschrift Amanieus erkannte. Sie erhielt, wie wir wissen, oftmals Briefe von ihm; durch ihn fast allein empfing sie Nachrichten über den Herzog, und er suchte fortwährend Vorwände, ihn zu entschuldigen und sein Unrecht zu bemänteln, weil er hoffte dadurch auch die Leiden seiner Cousine zu mildern. Sie öffnete das Kästchen, weil sie überzeugt war darin entweder einen Brief oder ein Andenken von dem zu finden, welchen sie so sehr liebte; sie fand nur ihren Ring, sonst nichts, keine Zeile, kein Wort, einen stummen Wink, etwas Feierliches und Schauerliches. Sie nahm den Ring, betrachtete ihn lange schweigend, steckte ihn dann an ihren Finger und flüsterte:

„Mein Ring!“

„Nun,“ fiel Gudula ein, die ihr zusah, „was ist geschehen?“

„Was geschehen ist, Gudula? Ich muß reisen, aber nun nicht nach Brüssel, sondern nach Paris.“

„Mein Gott, warum? Wer fordert Sie auf?“

„Dieser Ring, den mir Amanieu sendet; er ist ein zwischen uns verabredetes Zeichen und ich bin überzeugt, daß der Kleine es nicht leichtfertig gewagt hat. Er bedeutet, ich solle schnell kommen, meine Anwesenheit sei nöthig und mein Glück bedroht.“

„Ihr Glück ist verloren, seit Sie es diesem Ausländer anvertrauten.“

„Ach, Gudula, mein Glück ist verloren, seit ich geboren wurde, seit Gott mir meine Mutter nahm. Ich habe nie Freunde, nicht einmal eine Familie gehabt; ich bin allein in der Welt, Du und Amanieu seid die Einzigen, die Ihr mich liebtet, die Einzigen, die Ihr Mitleid mit der armen Honorine hattet. Mein Gott, warum bin ich nicht gestorben!“

Und die Unglückliche vergoß heiße Thränen. Gudula ergriff ihre Hand und küßte sie. Etwas zu sagen wagte sie nicht. Sie glich den unbarmherzigen Moralpredigern nicht, die nach einem Unglück nichts zu sagen wissen, als ihr ewiges: „ich hatte es ja gesagt.“

Die Gräfin von Bossut weinte lange, endlich aber trocknete sie die Thränen, denn in ihrem Herzen keimte ein tröstender Gedanke auf. Sie wollte reisen, zu ihm reisen und er mußte zugeben, daß sie wieder bei ihm sei und ihre Herrschaft von Neuem erlange. Konnte er sie wiedersehen, ohne über ihr Alles zu vergessen? Mit dieser Hoffnung stand sie auf, sie suchte zu lächeln und sagte zu der alten mütterlichen Freundin:

„Wir reisen, Gudula.“

Gudula entgegnete nichts, sie machte aber in der Eile einige Vorbereitungen und kaum eine Stunde nachher stieg Honorine in den Wagen, während sie erfreut zu dem Kutscher sagte:

„Nach Paris.“

Sie nahm nur wenige Personen mit sich, um nicht erkannt zu werden und verbot überdies ihren Leuten unterwegs ihren Namen zu nennen. Sie reiste so schnell als

möglich und hielt nur an, um einigermaßen auszuruhen. In Amiens ließ sie sich in ein Gasthaus bringen, in welchem die Herren aus der Umgegend abzusteigen pflegten, nicht aber die vom Hofe, wenn sie zufällig in die Stadt kamen. Jetzt war es voll von Soldaten, denn die Armee unter dem Herzog von Orleans und dem Herzog von Enghien war in Flandern und den Staaten am Rheine eingerückt.

Honorine wußte nicht, daß Guise auf Befehl des Fräulein von Pons als irrender Ritter den Paladinen des Oheims des Königs sich anschließen mußte, um die erworbenen Lorbeern ihr dann zu Füßen zu legen. Die Gräfin hatte gehofft, ihr Name werde sie trotz dem Kriege vor aller Gefahr schützen und sie hatte sich deshalb vorgenommen, ruhig allein in ihrem Schlosse Glimes zu bleiben, als der ihr durch Amanieu gesandte Brief sie hinwegrief.

Guise blieb in Paris bis zur Schlacht von Mardick, in welcher er seinen Antheil von Ruhm als Freiwilliger gewann. Freiwillige dieser Art gab es überall und sie brachten zu dem Heere stets die Vergnügungen vom Hofe, Tanz-, Spiel- und Tafelfreuden. Die Feldzüge gingen schnell zu Ende, aber sie waren mörderisch. Man ging spielend in den Tod wie zum Balle. Heinrich ließ sich also nicht bitten, ebenfalls den glänzenden Abenteurern sich anzuschließen, welche dem künftigen Helden, dem Herzoge von Enghien, folgten. Zwar trennte er sich mit Schmerz von seiner schönen Angebeteten, aber er fügte sich, da sie nur unter dieser Bedingung ihm ihre Huld schenken wollte.

Als Fräulein von Guerchy ihre Verwunderung darüber aussprach, daß sie ihren Liebhaber fortschicke, antwortete das kluge Mädchen:

„Er steht auf dem Punkte, wo die Abwesenheit die

Liebe steigert; sie ist ein nothwendiges Reizmittel. Die Abwesenheit ist wie der Wind; kleine Flammen löscht sie aus, die großen facht sie noch mehr an. Dann ist aber auch Flandern die Heimath der Bossut, mit der er sich verheirathet hat; wenn er die Kraft besitzt, sie nicht zu sehen, so gehört er mir ganz an, ich kann nach Belieben über ihn verfügen und brauche nicht mehr zu fürchten ihn zu verlieren. Ich versuche es."

Die Schlacht von Mardick war eben gewonnen, der Herzog von Enghien wollte der Königin die Nachricht davon senden und suchte einen würdigen Boten. Zwanzig boten sich an, alle aber traten vor dem Herzoge von Guise zurück, als dieser sich auch meldete. Er brach auf und reiste Tag und Nacht, da er sich in der Schlacht mit Ruhm bedeckt hatte und dem Fräulein von Pons zeigen wollte, wie er ihre Befehle ausführe und wie hoch er das Glück halte sie wieder zu sehen, da weder Strapazen, noch eine Wunde, die er erhalten, ihn einen Augenblick länger als durchaus nöthig von ihr fern zu halten vermöchten.

Honorine aufzusuchen fiel ihm gar nicht ein, obwohl er kaum eine Stunde von dem Orte entfernt war, wo sie um ihn weinte und litt. Alle Männer sind undankbar; die, welche sie nicht mehr lieben, hat ihrer Meinung nach auf nichts Anspruch, sie ist ein zerbrochenes, folglich nutzloses und lästiges Spielzeug. Guise machte sich dieser Gleichgültigkeit ebenfalls schuldig, die schlimmer ist als ein Mord, denn es ist schändlicher ein Herz zu brechen als den Körper zu tödten.

In Amiens mußte er Halt machen, denn es fehlte an Pferden, die für die Armee in Beschlag genommen worden waren; so sah er sich genöthigt einige Stunden zu ver-

weilen. Sein Gefolge bestand nur in Amanieu und einem Diener; man hielt ihn also keineswegs für einen Fürsten und brachte ihn in dasselbe Gasthaus, in welchem die Frau von Bossut für die Nacht eingekehrt war. Er machte da freilich wie überall Lärm, und Jemand von den Leuten der Gräfin erkannte Hane in dem Augenblicke, als er von dem Pferde stieg.

„Amanieu!" rief der Mann.

„Graf!" entgegnete dieser. „Was thust Du in Amiens? Hast Du die Frau Gräfin verlassen?"

„Die Frau Gräfin ist in dem Gasthause hier."

„In diesem Gasthause? Die Vorsehung hat sie daher geleitet. Bleibe da, erwarte mich, sage nichts von meiner Ankunft, bis ich es Dir erlaube; ich komme bald wieder."

Guise folgte, rief Amanieu und fragte in übler Laune, was er mit dem Manne zu reden habe, dessen Livree er nicht kannte, die er aber auch keines Blickes würdigte. Er sprang dann fluchend vom Pferde und sagte:

„Fünf bis sechs Stunden hier bleiben! was anfangen?"

„Ich werde Beschäftigung finden," dachte Amanieu. „Der liebe Gott fügt es, daß sie ihn hier, fern von der lästigen Pons, sehen kann. Vielleicht siegt sie, vielleicht schlägt sie in seinem Herzen die Saite der Ehre und des Gewissens an. Wenn es ihr nicht gelingt, ist Alles verloren und wir brauchen nichts weiter zu versuchen."

Er geleitete den Herzog in das beste Zimmer. Sobald er sich da befand, schlich er sich unter dem Vorwande hinweg, das Abendessen zu bestellen. Er eilte zu dem noch wartenden Graf hinunter und sagte:

„Nun schnell zu der Gräfin!"

Sie eilten hinauf und ohne sich anmelden zu lassen, rief er Gudula, die laut aufschrie, als sie seine Stimme erkannte.

„Amanieu! Wie wird sich die Frau Herzogin freuen! Schnell hierher! Madame, der junge Herr Hane ist da!“

„Amanieu! Und wo ist Heinrich?“

„Meine liebe, meine schöne Cousine! wie hager und bleich Sie geworden sind! Ich freue mich sehr Sie wieder zu sehn, möchte Sie aber doch anders finden.“

Er lag vor ihr auf den Knien und küßte ihr die Hände, die sie ihm ungeduldig entzog, während sie die Frage wiederholte:

„Wo ist Heinrich?“

„Regen Sie sich nicht auf! beherrschen Sie sich, Sie werden ihn sehen, er ist hier.“

„Er ist hier? Er wollte zu mir kommen?“ rief sie in unbeschreiblicher Freude aus.

„Nein,“ antwortete Amanieu betrübt; „er kommt von Mardick und kehrt nach Paris zurück, um der Königin die Nachricht von dem Siege zu überbringen.“

„Er kommt von Mardick und war nicht in Glimes? Ach, Amanieu, Du hast mir zu spät Nachricht gegeben.“

„Hoffentlich nicht, hoffentlich können Ihre Gegenwart, Ihre Schönheit und Ihre Liebe ihn noch zurückführen. Nehmen Sie all Ihren Muth zusammen und folgen Sie mir. Die Vorsehung hat uns aber hier wunderbar zusammengeführt; er ist zufällig hier, auf einige Stunden, allein, fern von jedem Einflusse; kommen Sie zu ihm.“

„Aber wenn er mich von sich weiset?“ flüsterte sie zitternd.

„Sie von sich weisen?“ fiel Gudula ein. „Wenn er

das wagt, so nehmen Sie Ihre verkannten Rechte in Anspruch und fordern Sie was Ihnen gebührt."

„Ach, Gudula, wenn er mich nicht liebt, nutzt mir alles Uebrige nichts. Amanieu, meine Nebenbuhlerin nenne mir noch."

„Madame.."

„Ich weiß Alles; obgleich Dein Zartgefühl mir diese Verletzung ersparen wollte, weiß ich doch Alles bis auf den Namen."

„Fräulein von Pons, eine Hofdame; aber um Gotteswillen nennen Sie ihren Namen nicht!"

„Ich werde ihm nur sagen was zu sagen ist. Ich sehe in diesem Reiseanzuge zum Erschrecken aus, werde ihn aber nicht ändern; Heinrich sieht so meine Leiden deutlicher und wie verändert ich bin."

Trauriger Irrthum aller liebenden Frauen! Eben die Leiden darf man nicht zeigen, die Schönheit hat man immer zu pflegen; man muß stets daran denken wie man gefalle, nicht wie man rühren will, besonders wenn die Liebe abnimmt. Was liegt einem Manne an einer Leidenden? Eine schöne, reizende, gefallsüchtige Frau will er sehen, eine Frau, die je nach den Umständen gleichgiltig oder leidenschaftlich ist, eine Frau, die ihre Gefühle und ihre Blicke zu beherrschen versteht, sonst weiß der Mann zu bestimmt, daß er der Herr ist, daß er geliebt wird und dann treibt er sofort Mißbrauch mit seiner Gewalt.

Die Gräfin hüllte sich in ihren Mantel, um über die Corridore zu gehen; sie zitterte dabei, sie konnte sich kaum aufrecht erhalten. Amanieu ging vor ihr, Gudula folgte ihr, denn die Alte wollte sie in das Zimmer eintreten sehen, in welchem das Schicksal entschieden werden sollte; sie wollte

an der Thür warten, um bereit zu sein beizustehen, wenn geschähe was sie voraussah.

Amanieu öffnete schweigend beide Flügel der Thür. Er war fast so ergriffen wie die Gräfin selbst. Der Herzog drehete sich hastig nach ihm um, fluchte und fragte, wo das Abendessen sei und ob man aufbrechen könne. Amanieu antwortete nicht, sondern trat an die Seite der Thür und meldete:

„Die Frau Herzogin von Guise!"

13.
Das Wiedersehen.

Heinrich von Guise konnte weder seine Ueberraschung noch seinen Verdruß bergen. Statt Honorinen entgegen zu gehen, trat er unwillkürlich zurück und diese Bewegung allein, welche der Unglücklichen nicht entging, genügte um ihr das Schicksal zu enthüllen, welches sie erwarte. Er sammelte sich indeß und der damaligen Sitte gemäß reichte er seiner Frau die Hand, versuchte zu lächeln und sagte:

„Ach, welch' glücklicher Zufall führt uns hier zusammen?"

„Heinrich! Heinrich!" flüsterte sie und sie wäre ihm gern in die Arme gesunken. „Welche Freude, uns wiederzusehen!"

Er hielt sie, sonst würde sie gefallen sein, und führte sie zu einem Stuhle, während er neben ihr stehen blieb, ohne sie zu küssen. Honorine weinte vor Freude und vor Leid; große Thränen rannen ihr über die Wangen und der Undankbare trocknete sie ihr nicht.

„Heinrich,“ sagte sie endlich, als sie sich wieder etwas gesammelt hatte, „ich wollte zu Dir nach Paris kommen.“

„Zu mir nach Paris? Ohne meine Weisung? Wie danke ich nun dem Zufalle oder vielmehr der Vorsehung, die mich hier zu Dir führt, daß ich Dich zurückhalten kann; Du würdest Alles verderben.“

„Du freust Dich nicht mich wiederzusehen! Und Du ahnst nicht was mich herführt?“

„Ich freue mich sehr Dich wiederzusehen, aber ich begreife nicht, warum Du gerade in diesem Augenblicke Dein Schloß verlassen hast. Sollten Dir die Armeen Schaden gebracht haben?“

„Nein; um die Armeen kümmere ich mich nicht; ich kam, weil Du mich vergaßest,“ antwortete die arme Frau, die nicht länger an sich halten konnte und ihren Thränen freien Lauf ließ; „ich glaubte es wenigstens und nun sehe ich, daß ich mich nicht getäuscht habe.“

Der Herzog runzelte die Stirn; er sah das Unwetter heranziehen, aber er mochte nichts thun, dasselbe abzuwenden; es sollte losbrechen und er hoffte, nach einigen unangenehmen Augenblicken für immer der Besorgniß ledig zu sein. Er antwortete deshalb gar nicht und ging in dem Zimmer auf und ab.

„Du schweigst,“ begann sie von Neuem und sie schluchzete noch stärker; „Du hältst es nicht der Mühe werth, Dich zu rechtfertigen oder es ist Dir nicht möglich.“

„Ich gestehe..“

„Ach, Heinrich, Du liebst mich nicht mehr!“

Dieser Aufschrei der Seele, der alle Besorgnisse und Schmerzen in sich faßte, traf ein stummes Herz. Guise

setzte seinen Gang in dem Zimmer fort. Da erhob sich Honorine ebenfalls und ging gerade zu ihm.

„Heinrich, aus Barmherzigkeit, aus Mitleid, antworte mir!“

„Was soll ich auf solche Thorheiten antworten?“

„Thorheiten? Thorheiten! Ich leide, ich leide so lange, daß ich es nicht mehr ertragen konnte, daß ich mich aufmachte, Dich zu sehen und wäre es nur einen Augenblick, um Kräfte zu sammeln noch weiter zu leiden, wenn ich von Neuem dazu verurtheilt werde. Kannst Du wirklich so hart sein und den Schmerz nicht begreifen, da Du ihm nicht ein Ende machst?“

„Was soll ich endigen?“ fiel der Herzog ungeduldig ein; „ungerechte Klagen? Du gefällst Dir in Deinen Thränen, in Deinen Besorgnissen; was kann ich also thun? Ich habe für Dich gethan, was möglich war; ich gab Dir sogar einen Namen, über den ich vielleicht nicht einmal frei verfügen konnte.“

„Was sagst Du? Mein Gott, Du konntest darüber nicht verfügen?“

„Ich sagte vielleicht.“

„Was bin ich dann?“ fuhr sie fort, ohne auf ihn zu hören. „Eine Maitresse, eine Concubine, eine ehrlose Frau, die Jeder verachten kann? Sind das Deine Versprechungen?“

„Ich sage nicht, daß es so sei, ich sage, es könnte so sein.“

„Sage lieber, Du wünschest es wäre so, sage, Du wartest mit Ungeduld auf einen Vorwand, Dich für immer von mir zu trennen; das Band, das Dich mit mir vereiniget, drückt Dich..“

„Mich? Wie könnte es mich drücken? Es belästiget mich nur, wenn Du es mir beschwerlich machst und bis heute habe ich Dich immer mild, sanft, resignirt gefunden, ich hoffte Dich immer so zu finden, ich hoffte sogar leicht ein großes Opfer von Dir zu erlangen, wenn ich Dich darum ersuchte; ich rechnete stets auf Dich, wie auf meinen Schutzengel, ich habe mich aber getäuscht, wie ich sehe, Du bist eifersüchtig, gebieterisch, anspruchsvoll; Du gleichst allen Frauen, die in ihrem Manne, in ihrem Liebhaber nichts als ein Spielwerk, einen Sclaven sehen. Du verlangst Gehorsam; Du willst nach Deiner Art geliebt sein und Alles, was Deinen Wünschen nicht entspricht, hältst Du Deiner nicht würdig. Wie sehr habe ich mich in Dir getäuscht!"

„Ich hätte Dich getäuscht, Heinrich? Wie? Warum? Was sollte ich Deiner Ansicht nach thun?" fragte die arme Frau, die schon fürchtete, ein Unrecht sich vorwerfen zu müssen und geneigt war es wieder gut zu machen und um Verzeihung zu bitten, damit sie nur einen Blick voll Liebe erhalte. Ja, die wirkliche Liebe würde demüthig und verächtlich sein, wenn sie nicht so erhaben wäre.

„Was Du thun solltest? was ich von Dir erwartete, Honorine? Das, was keine Frau zu leisten vermag, wie es scheint, da Du es nicht vermochtest. Ich glaubte, daß Du ruhig, voll Vertrauen und Ergebung in Glimes bleiben würdest, bis ich Dich riefe. Ich glaubte, nie würde ein Gedanke an Ungehorsam, ein Murren, ein Schatten von Eifersucht Deinem Herzen nahen. Ich glaubte, Du würdest zwanzig Jahre auf mich warten, in Betrübniß allerdings, aber nicht in Verzweiflung. Ich glaubte — siehe, wie weit ich meine Verehrung, meine Bewunderung für

Deinen Charakter trieb — ich glaubte sogar, wenn ich gar nicht zurückkäme, wenn Umstände, die in dem Leben der Fürsten wohl eintreten und wegen deren sie nur Gott Rechenschaft schuldig sind, mich nöthigten, Dir für immer zu entsagen, würdest Du, im Vertrauen auf meine Liebe, auf meine Dankbarkeit, auf meine unveränderlichen Gesinnungen, diesen Schmerz auf Dich nehmen und in das Opfer willigen, ohne mich anzuklagen und ohne gegen ein unerbittliches Geschick zu murren, vielmehr Dich freuen, durch Deine Hingebung zu meinem Glücke und Ruhme beitragen zu können und Dich für mich ganz vergessen, selbst bei einem Unglücke mir gern Hilfe und Trost bringen. Das hoffte ich, das vermuthete ich von Honorinen, und ich kann nicht sagen, wie schmerzlich es für mich ist, dieser Illusion entsagen zu müssen."

Will man von einem edlen weiblichen Herzen das Opfer verlangen, das man von ihm erwartet, so kann man nicht sicherer verfahren als zu behaupten, man halte es für unfähig, anders zu handeln. Stellt man eine Frau auf ein so hohes Piedestal, daß sie nicht herunterzusteigen wagt, so nöthiget man sie, die ideale Rolle zu spielen, die man ihr zutheilt; man zwingt sie die Engelsfittiche anzunehmen, die man ihr zuschreibt; sie wird durch ihren eigenen Opfermuth gerührt, übernimmt die großen Schmerzen und trägt sie mit Muth, weil man ihr gesagt hat, sie könne dieselben tragen, ja sie dankt dem Manne, der sie so gut beurtheilte. Sie unterwirft sich Allem, blickt auf ihn und ruft:

„Ja, ich liebe Dich so, daß ich Dir mich opfern kann; keine außer mir wäre dies im Stande."

Heinrich von Guise wußte alles dies recht gut, wenn

wir auch damit nicht sagen wollen, er habe die Verführung für sich zu einer Kunst ausgebildet. Er liebte jedesmal wahrhaft. Wenn er schwur, er werde sein ganzes Lebenlang lieben, so glaubte er selbst dem Schwure; aber hinter dem liebenden Manne stand der geistreiche, wenn die Liebe nicht mehr existirte. Dann wußte er die Treulosigkeit besser zu leiten, als es der berühmteste Verführer jener Zeit vermocht hätte. Jetzt stand er mit Honorinen so. Er irrte sich also in dem Mittel nicht, zu dem er griff, und er wartete die Wirkung mit aller Ruhe und Sicherheit ab. Die Gräfin sah in den Worten nur die Möglichkeit ihn zu verlieren. An das, was aus ihr werden würde, dachte sie gar nicht.

„Nicht wiederkommen! mich verlassen, sagst Du?"

„Nein, liebe Honorine, ich sage es nicht, ich denke es nur laut."

„Ich beschwöre Dich, Heinrich, verdamme mich nicht zu dieser Pein der Ungewißheit; laß mich Alles wissen und auf der Stelle; was beabsichtigest Du?"

„Ich kann versichern, daß Du die schönste und beste Frau bist und ich bitte Dich dringend, Dich nicht so zu betrüben und zu quälen, denn Du betrübst mich so sehr als Dich selbst und ich brauche meine ganze Unbefangenheit und Ruhe bei der Stellung, in welcher ich mich befinde. Es handelt sich in diesem Augenblick um sehr Wichtiges."

„Um Wichtiges, lieber Heinrich? Warum sagtest Du das nicht sogleich? Will man Dir die hohe Stellung Deiner Vorfahren wiedergeben? Sollst Du einen entscheidenden Einfluß im Lande erhalten? Wäre das möglich? Sollte ich das Glück haben dies zu sehen?"

„Gewiß wirst Du das sehen; gewiß geschieht es, aber

Du mußt dann den Muth haben, Deine Stellung zu tragen, Du selbst mußt nach Kräften dazu mitwirken. Willst Du das thun?"

„Ob ich es thun will! Sprich, befiehl und ich werde gehorchen, lieber Heinrich. Ach, warum sagtest Du es mir nicht früher und ließest mich so lange leiden!"

„Konnte ich solche Geheimnisse dem Papiere anvertrauen? Konnte ich sie nur ahnen lassen, da selbst mein bester Freund sie nicht kennen darf?"

„Aber warum verletztest Du mich so eben durch die verstellte Gleichgiltigkeit? Warum sprachst Du nicht von diesen Hoffnungen, die mich so glücklich gemacht haben würden?"

„Weil ich selbst verletzt war, als ich mich beschuldiget sah, weil ich an Dir zu zweifeln begann, weil eine Frau, die wirklich liebt, dem Geliebten nicht mißtrauen kann, ohne ihn tödtlich zu kränken. Du hättest ruhig bleiben, nur mir glauben und Dir sagen müssen, ich habe wahrscheinlich Gründe, daß ich so und nicht anders handelte. Ein Mangel an Vertrauen ist ein Mangel an Achtung und ein Mangel an Liebe."

„Mein Gott!" jammerte die Arme, „das glaubte ich nicht, daß man mir Vorwürfe machen könnte; an Vertrauen hat es mir nicht gefehlt, Geliebter, nur an Kraft. Ich wollte neue suchen, aber nun habe ich sie bereits gefunden; Du liebst mich ja, Du sagst es wenigstens und schwörst es mir."

„Ja, ich liebe Dich, Honorine, zweifele daran nicht, niemals. Warum solltest Du auch an mir zweifeln?" setzte er liebkosend hinzu, weil er erfahren wollte, wie weit sie von seinen Sünden und Plänen unterrichtet sei.

„Ach, was weiß ich?“ entgegnete die Arme, deren Herz sich unter diesen trügerischen Worten von Neuem der Hoffnung öffnete; „man hat mir geschrieben . .“

„Wer hat Dir geschrieben? Was hat man geschrieben?“ fragte er rasch.

„Wer mir geschrieben hat? Das weiß ich nicht. Was man mir geschrieben? Da lies; Du wirst daraus ersehen, ob eine arme Einsame wie ich Grund hatte, sich zu besorgen. Ich wollte nur Dir glauben und darum reiste ich, um Dich nach der Wahrheit zu fragen.“

Sie übergab ihm den Brief, den der Herzog mit zitternder Hand aus einander schlug. Kaum hatte er die Augen auf die Schrift gerichtet, so rief er aus:

„Meine Cousine Marie! Die Königin von Polen! Nun wundere ich mich nicht über das Gift, das in diesen Zeilen liegen mag. Aber . . ich werde sie einmal wieder sehen und sie soll erfahren, an wen sie sich gewagt hat!“

„Es ist also nicht wahr?

„Man schrieb Dir, um Dich unglücklich zu machen, um mich zu verderben, begreifst Du das nicht? Die Prinzessin Anna kann weder Dir noch mir verzeihen. Das ist sehr einfach und obwohl sie einen andern Platz gefunden hat, sehnt sie sich doch noch immer nach dem schönen Namen Guise, den sie einst mit Recht führen zu dürfen glaubte.“

„Sie war es? Eifersucht war es? So wissen Deine besten Freunde, Deine nächsten Umgebungen Deine Pläne nicht und deshalb hast Du auch mir nichts davon mitgetheilt?“

„Selbst meine Mutter weiß nichts, so sehr sie dabei

betheiliget ist. Außer einer einzigen Person und mir ahnt Niemand etwas, das versichere ich.“

„Und wer ist diese Person?“

„Die, welche mir behilflich ist, mich leitet und unterstützt . .“

„Die Königin? Der Cardinal?“

„Ich kann es nicht sagen.“

„Dann verlange ich es auch nicht. Ich danke Dir aber für die Ruhe, die Du meinem Herzen wiedergiebst und für die Wegnahme aller ängstlichen Besorgnisse, lieber Heinrich. Verzeihe mir meinen Argwohn, verzeihe mir meine Zweifel; ich war nicht mehr Herrin über mich, ich litt zu sehr, aber es wird nicht wieder geschehen, ich werde in den Augenblicken meines Kummers und meiner Entmuthigung an diese Unterredung und an die Worte denken, die Du mir eben gesagt hast: Mangel an Vertrauen ist Mangel an Liebe. Bist Du nun zufrieden, Heinrich?“

„Wer könnte es nicht sein, Engel?“ erwiederte der Herzog, den solche Opferbereitwilligkeit und Liebe rührte. „Glaube mir, wenn irgend ein Ereigniß, irgend eine unvorhergesehene Gewalt uns auf immer trennte, würde ich mein ganzes Leben lang schmerzlich mich zu Dir zurücksehnen. So lange Du weißt, daß Heinrich von Guise noch am Leben ist, so lange sage Du Dir getrost: er sehnt sich nach Dir. Selbst im Himmel noch werde ich Dich vermissen, denn die Engel sind nicht so gut und vollkommen als Du.“

Honorine sank zitternd vor Freude und Dankbarkeit an seine Brust; er schloß sie mit einer Regung von Gewissenspein und Rührung in seine Arme; er fühlte deutlich, welcher Unterschied zwischen der, welche er verletzte, und jener sei, der er so viel Liebe opfere, und doch sehnte er

sich bereits fort von ihr, um schneller zu jener Kokette und gebieterischen Schönen zu gelangen, die ihm erst dann Hoffnung gewähren wollte, nachdem sie ihn durch strenge Prüfungen geführt. So wahr ist es, daß das Lebensideal das ist, was man nicht hat.

Die Gräfin von Bossut trocknete ihre Thränen, blieb einige Augenblicke an dem Geliebten gelehnt stehen und sprach dann:

„Nur ein Wort noch über diese traurige Sache, lieber Heinrich, das letzte. Du sprachst eben von einer möglichen Trennung, welche die Umstände, Deine Wünsche vielleicht herbeiführen könnten; ich will diese Worte nicht weiter untersuchen, aber um eine Gnade, um einen Beweis von Liebe bitte ich, den Du mir nicht abschlagen darfst.“

„Welcher ist es? Ich gebe Dir mein Fürstenwort, daß er Dir werden soll, wenn er im Bereiche der Möglichkeit liegt.“

„Er ist möglich und hängt ganz allein von Dir ab. Versprich mir, lieber Heinrich, mich zuerst und selbst zu benachrichtigen, wenn jene Umstände eintreten sollten, von denen Du sprachst. Versprich mir, daß kein Anderer, wer es auch sein mag, zwischen uns treten soll. Versprich mir, daß Du selbst den Streich führen willst und daß ich Dich noch einmal sehe, ehe ich ganz von Dir scheide. Versprich mir, mir nichts zu verheimlichen und schonungslos mir Alles zu sagen; denn ich würde weit mehr leiden, wenn ich erführe, daß Du mich hintergangen.“

„Gute, liebe Honorine!“

„Ich bin noch nicht zu Ende. Ich verspreche Dir dafür, daß ich auf Deinen ersten Wink vor Deinem Glücke zurücktreten will. Ich verspreche Dir, daß nie ein Wort,

nie ein Vorwurf Dein Glück trüben soll, nie ein Vorwurf, hörst Du? Nie soll von mir ein Hinderniß kommen, nie werde ich eine böse Erinnerung Dir von mir zurücklassen, nie werde ich etwas verweigern, was Du von mir verlangst, wie schwer es mir auch werden dürfte und wenn ich daran sterben müßte. Doch unter einer Bedingung."

„Und diese ist, Geliebte? Nenne sie mir."

Er liebte sie in diesem Augenblick wirklich. Die leicht erregbaren Naturen sind also; sie fühlen jeden Eindruck lebhaft und vergessen alles Uebrige, bis das Bild schwindet und einem andern Platz macht. Diese Naturen sind die glücklichsten für sich selbst, aber die gefährlichsten für Andere. Man läßt sich so leicht von denen täuschen, die sich selbst täuschen.

„Für das," antwortete Honorine, „was ich Dir versprochen habe, verlange ich einen Theil Deines Lebens, den ich Niemanden abtreten werde. Rufe mich, wenn Dich Unglück trifft. Fürchte das Andenken an meine Leiden nicht. Vor den Deinigen werde ich mich der meinigen nie erinnern; ich werde für Dich nur eine Freundin, eine Schwester, eine Mutter sein, Alles, nur nicht eine hintergangene Frau, eine betrogene Geliebte. Fürchte mich nicht, Heinrich, ich beschwöre Dich auf meinen Knien. Welches Unrecht Du auch begangen haben magst, es ist Dir im Voraus verziehen und es existirt für mich nur so lange, als es nicht Unglück für Dich nach sich zieht, so lange es Dir keinen Schmerz bereitet."

Sie sanken einander nochmals in die Arme und es war einer der selteneren Augenblicke, in welchem die Seele sich fast ganz frei macht von den Banden des Körpers und sich entfaltend in dem Raume schwebt. Honorine befand

sich in der berauschenden Extase, in welche unbegrenzte, opfernde Hingebung für ein geliebtes Wesen versetzt. Wenige Menschen kennen solche Augenblicke: nur große Leidenschaft und Liebe vermögen sie herbeizuführen und nur in ungewöhnlichen Naturen, die in dieser Welt immer Opfer und mit dem Lohne auf die andere Welt verwiesen sind. Heinrich von Guise vermochte es denn auch nicht, aus dieser Umarmung sich los zu reißen; er war gegen Honorinen so zärtlich, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe und doch veranlaßte ihn ein Gedanke an die Gegenwart und die nächste Zukunft zu einer Vorsicht, die er selbst nicht gekannt hatte.

„Auch Du mußt mir nun etwas versprechen," sagte er.

„Ich glaubte bereits Alles versprochen, Alles gegeben zu haben."

„Doch wünsche ich noch etwas. Ich habe Dir geschworen, Dir Nachricht zu geben, schwöre Du mir nun, nur mir zu glauben und was man Dir auch sagen und berichten möge, melde es mir sofort."

„Das schwöre ich Dir. Ich werde nicht mehr zweifeln wie bisher."

„So kehre denn nun, liebe Freundin, in Deine Einsamkeit zurück, nimm mein Bedauern, meine Liebe, meine Hoffnungen und meine Versprechungen mit Dir, rechne auf mich, wie ich stets auf Dich rechnen werde und bemühe Dich glücklich zu sein."

„Sei Du glücklich, Heinrich!" entgegnete sie ohne Betrübniß. „Sei Du glücklich und nimm auch meinen Theil vom Glücke, denn ich verschmähe jedes, das mir nicht von Dir kommt."

Es war spät geworden; man meldete, daß die Pferde

bereit ständen; Honorine sah der Abreise zu und warf ihrem Heinrich den letzten Kuß zu von dem Balcone herab, nachdem sie da Amanieu mit einem Blicke gedankt und ihn versichert hatte, daß sie sich wiederum ganz glücklich fühle. Als sie verschwunden waren, wendete sie sich an Gudula und sagte:

„Wir kehren nach Glimes zurück, gute Gudula; ich bin getröstet und werde von nun an in Geduld warten."

14.

Ein anderer Empfang.

Je weiter Heinrich von Guise sich entfernte, um so mehr schwand in ihm die flüchtige Rührung, die er empfunden hatte und er fühlte mehr die Ruhe, welche ihm diese Unterredung verschafft. Er konnte ja nun ganz nach seinem Belieben handeln.

„Welche Freundin hat mir der Himmel in ihr gegeben, welche Zuflucht gegen alle Uebel des Lebens! Wenn Alles mich verläßt, sie bleibt mir, die liebe Honorine, sie werde ich sicherlich stets finden."

An die schmerzlichen Leiden des armen Opfers dachte er nicht.

Amanieu begriff nicht, was geschehen war. Er hatte Honorinen und den Herzog zufrieden scheiden sehen. Zwar wagte er nicht zu fragen, aber er konnte sich vor Neugierde kaum lassen. Endlich fand er einen Ausweg darin, daß er sich stellte, als wisse er Alles.

„Meine Cousine kehrt nach Glimes zurück; das ist

jetzt recht gut; wahrscheinlich kehren auch Sie wieder zur Armee und zu ihr zurück."

„Ohne Zweifel."

Der Herzog war vorsichtig geworden.

„Steigen wir in dem Palaste Guise ab?"

„Nachdem wir vorher in dem Palais Royal der Königin den Sieg gemeldet haben."

„Ach," dachte der Page, „Fräulein von Pons ist noch nicht vergessen!"

Man flog auf der Straße hin und kam endlich staubbedeckt in Paris an, blos — weil Guise sich sehnte, seine schöne Geliebte zu sehen. In dem Hofe sprangen sie von den Pferden und sofort sahen sie sich von Leuten umringt, die Neuigkeiten erfahren wollten. Das Wort „Sieg" flog dann auch von Mund zu Mund und drang mit der Meldung von der Ankunft des Herzogs in das Cabinet der Königin.

„Ah, Herr von Guise!" sagte Anna von Oesterreich. „Meine Damen, halten Sie sich gut, daß Sie das Herz nicht verlieren!"

Fräulein von Pons wechselte die Farbe nicht und unterbrach eben so wenig ihr Gespräch mit dem Marquis von Sevigné. Als der Herzog in seinem Reiseanzuge eintrat und sich vor der Königin verbeugte, bemerkte Jeder seine Aufregung, nur sie nicht, welche dieselbe verursachte. Er entledigte sich mit wenigen Worten seines Auftrags und seine Augen suchten die Hartherzige, die ihn nicht zu sehen schien. Die Königin begab sich in ihr Gemach, um mit dem Cardinal die Depeschen zu lesen, welche Amanieu übergab. Guise wurde sofort umringt und mit Fragen bestürmt; er antwortete, wie es ihm eben einfiel und blickte

fortwährend nach Gabriele von Pons, die zwischen zwei jungen Herren in einer Fensterbrüstung saß. Eine Erinnerung schnürte ihm das Herz zu.

„Ach,“ dachte er, „sie ist die arme Honorine nicht!“

Als er endlich frei war, trat er zu ihr und verbeugte sich tief, ohne daß er ein Wort zu sprechen vermochte.

„Da sind Sie ja!“ sagte sie mitten in einem Scherz mit dem Marquis von Sevigné, während sie die Perlen ihres Mundes zeigte. „So bald erwartete man Sie nicht.“

„Der Herzog von Guise bringt den Sieg,“ sagte Einer sich verbeugend.

„Besser wäre es, er bliebe bei ihm und folgte ihm,“ antwortete Fräulein von Pons trocken. Dabei drehete sie ihm dem Rücken zu und er mußte das Palais Royal verlassen, ohne mehr von ihr erlangt zu haben.

In tiefen Gedanken ging er die Treppe hinab und er fragte sich, ob sie wohl schon von seinem Zusammentreffen mit Honorinen wisse, denn einen andern Grund zu so kaltem Empfang konnte er nicht errathen.

„Aber nein, das ist unmöglich; ich selbst bin ja kaum angekommen. — Heute Abend wollen wir sehen.“

Statt auszuruhen, machte er Toilette, um an den Hof zurückzukehren, weil er glücklicher zu sein hoffte. Amanieu erwartete Gutes, weil er ihn traurig sah.

„Die Königin war kalt?“ fragte er.

„Ich weiß nicht.“

„Sie empfing Ew. Durchlaucht nicht gut?“

„Das nicht.“

„Sie sind aber doch so betrübt . .“

„Ich? Ich bin müde.“

„Wir können an die Rückreise denken? Die Frau Herzogin erwartet uns, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel."

Etwas Anderes brachte er aus ihm nicht heraus und er mußte ihm doch wieder in das Palais Royal folgen. Der Cercle da war zahlreich und glänzend. Guise wurde in höchst schmeichelhafter Weise empfangen und man umringte ihn, denn die Königin hatte gesagt, sie sei sehr zufrieden mit ihm. Er nahm indeß alle Complimente zerstreut hin und suchte nur nach seiner Hartherzigen, die schöner als je in einer Ecke plauderte und kokettirte.

Als er erschien, traten seine Nebenbuhler zurück, Fräulein von Pons aber sagte:

„Bleiben Sie, meine Herrn; ich habe dem Herrn Herzoge nichts Besonderes zu sagen und weiß nicht, warum ich das Vergnügen entbehren sollte, Sie bei mir zu sehen."

„Der Herr Herzog ist Sieger," antwortete Herr von Lude, „und wir müssen ihm, heute wenigstens, bei dem Glücke und den Schönen den Vorrang lassen."

„Das Glück ist wankelmüthig wie die Schönen," entgegnete der Herzog; „wer heute ihr Günstling ist, ist es meist am andern Tage nicht mehr."

„Sie sind ja als Philosoph aus der Schlacht zurückgekommen!" sagte das Fräulein.

Es begann nun ein kleines Wortgefecht, dem die jungen Herren eine Zeitlang zuhörten; endlich aber entfernten sie sich allmälig und als Gabriele dies bemerkte, stand sie auch auf, um nicht allein mit dem Herzoge zu sein. Er aber hielt sie zurück.

„Um des Himmels willen, sagen Sie mir, wie habe

ich Ihren Zorn verdient?" fragte er. „Was habe ich gethan?"

„Sie? Nichts. Aber meine Zurückhaltung sollten Sie zu würdigen wissen und nicht nach den Gründen derselben fragen."

„Ich verstehe Sie nicht und bitte dringend um eine Erklärung."

„Erwarten Sie die Herzogin von Guise nicht? Sie bringen sie vielleicht mit sich und morgen werden wir sie mit ihrer ganzen Grazie erscheinen sehen."

„Die Herzogin von Guise, meine Mutter?"

„Ihre Gemahlin, die Flamänderin."

„Ich glaube zu träumen, wenn ich Sie so sprechen höre. Habe ich denn eine Gemahlin?"

„Eigentlich zwei, ungerechnet die Kirche zu Rheims. Freilich sind Sie der einen so treu wie der andern."

„Sie sind grausam und quälen mich zum Scherz, denn Sie wissen, daß ich Ihren Zorn nicht verdiene, daß ich Ihnen gehorsam gewesen bin und es in allen Dingen sein werde; haben Sie also Mitleid mit mir. Was ist geschehen? Was hat man Ihnen in meiner Abwesenheit gesagt? Eine Erklärung sind Sie mir schuldig."

„Ich bin Ihnen gar nichts schuldig; was könnte ich Ihnen schuldig sein? Ist es nicht ganz natürlich, daß ich an meinen Ruf denke und ihn nicht durch die Galanterieen eines Mannes gefährden lassen will, der mein Gemahl nicht werden kann?"

„Um Gottes willen, stellen Sie dieses Spiel ein, das mich um den Verstand bringt! Sie wissen, daß sich nichts geändert hat, daß ich bereit bin, meinen

Versprechungen nachzukommen und daß ich um Dispensation nachsuche, so bald Sie mir Hoffnung gewähren."

„Ich habe gleichwohl erfahren, die Frau Herzogin von Guise werde bald hier ankommen, sie befinde sich bereits auf der Reise und sie werde ihren Titel und Rang in Anspruch nehmen."

„Wer hat Ihnen solche Lügen erzählt?"

„Ich habe so gehört."

„Wer that es?"

„Darüber muß ich schweigen; es war eine Person, die Sie genau kennt, und es recht wohl wissen kann."

„Die Person hat gelogen. Stellen Sie mich ihr gegenüber und ich werde es ihr in das Gesicht sagen."

„Das ist leider nicht möglich."

„Warum?"

„Weil sie sich nicht hier befindet."

„Ich errathe. Es ist die Königin von Polen."

„Würden Sie es errathen, wenn Sie es nicht bereits gewußt und nicht Gründe hätten, es zu errathen?"

„Ich habe allerdings mehrere Gründe; der Hauptgrund ist ihr Haß gegen mich."

„Und die andern?"

„Was sie Ihnen mitgetheilt hat, schrieb sie auch der Gräfin von Bossut und in ihrem Briefe an diese meldete sie unsere Liebe."

„Nun? Und?"

„Die Gräfin von Bossut wird nicht kommen."

„Sie haben sie gesehen?"

„Nein."

„Sie waren nicht in ihrem Schlosse?"

„Sie können sich erkundigen, ob ich die Armee in anderer Weise verlassen habe, als hierher zu reisen.“

„Ich weiß allerdings nicht, warum ich mich mit diesen Fragen und besonders mit diesen Antworten aufhalte; ich hatte geschworen nichts von Ihnen anzuhören. Es ist auch das letzte Mal. Merken Sie sich mein letztes Wort und sprechen Sie mir nicht mehr von Liebe vor, wenn Sie dieselbe nicht beweisen können. Erscheinen Sie vor mir nicht anders als frei von Ihren Banden und Verpflichtungen. Ebenen Sie die Vergangenheit, wenn Sie mir Ihre Zukunft bringen wollen; befreien Sie sich von allen Erinnerungen und sorgen Sie dafür, daß die Frau von Bossut wie die Prinzessin Anna rechtlich für Sie nicht mehr existiren. Dann werde ich Sie zu belohnen wissen; dann werde ich Ihnen zu glauben gestatten, ich könne Ihnen ersetzen, was Sie verloren; ja ich werde mich in dem Gedanken glücklich schätzen, daß Sie mir das Glück verdanken, das Sie auf so vielen Wegen vergeblich suchten. Leben Sie wohl.“

Je klüger, je herrschsüchtiger, je mehr gewohnt ein Mann ist, Alle nachgeben zu sehen, um so einfältiger, demüthiger und unterwürfiger wird er vor jenen weiblichen Tyrannen, die nichts schonen und Alles zertrümmern. Heinrich von Guise wußte nichts zu antworten; er begnügte sich, die Augen voll Verzweiflung zu ihr zu erheben, dann folgte er ihr und mischte sich in eine Gruppe, von der sie sofort umringt wurde.

Um ihren Ehrgeiz und ihre Hoffnungen zu fördern, hatte Fräulein von Pons dem Fräulein von St. Mesgrin seit einiger Zeit den Chevalier von Joyeuse abwendig gemacht, um ihn an ihre Freundin von Guerchy zu fesseln.

Durch ihn erfuhr sie die Pläne und Gedanken der Herzogin, seiner Mutter, so wie Anderes, das sie zu wissen wünschte.

Fräulein von Guerchy begann dagegen den Herzog von Vitry mit Wohlgefallen anzuhören, der sich lange schon mit ihr beschäftigte, denn sie wurde gar schwanger, was keine geringe Verlegenheit für ein „Ehrenfräulein" war.

Die Königin und der Hof wußten noch nichts davon und aus Angst vor der Entdeckung wendete sie sich an eine Hebamme, Constantin, die sie bat, sie von dieser Verlegenheit zu befreien. Die Constantin ließ sich auch nicht lange bitten und gab ihr ein Mittel, welches das Kind tödtete, der Mutter aber auch die heftigsten Schmerzen bereitete.

Der Herzog von Vitry war ein seltsamer Mann. Da er den Schmerzen der Geliebten nicht widerstehen und sie in so schrecklichem Zustande nicht sehen konnte, wußte er kein besseres Mittel, als ihr den Tod zu geben. Er berief deshalb einen Geistlichen und beschwur die Leidende, für die Ruhe und den Frieden ihres Gewissens zu sorgen, damit sie zu Gott beten könne. Die Arme willigte gern ein, denn sie bereute ihren Fehltritt aufrichtig, wenn sie auch nicht so schnell zu sterben gedachte.

Als der Geistliche sich entfernt hatte, küßte der Herzog die Geliebte zärtlich; als sie es am wenigsten erwartete, nahm er ein Pistol und erschoß sie. Wie man denken kann, machte der Vorfall am Hofe und in der Stadt großes Aufsehen. Der Herzog von Vitry flüchtete nach Holland und wurde erst nach vielen Jahren bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphins begnadiget.

Die Constantin wurde auf dem Grèveplatz gehenkt, was dem Herzoge von Grammont Gelegenheit zu einer der Redensarten gab, die er sich gegen Jedermann, besonders aber gegen seine Gattin erlaubte. Der Hof befand sich in St. Germain; der Marschall kam von Paris und der König fragte ihn, was es Neues in der Stadt gebe.

„Nichts, Sir, als daß ich die Hebamme der Ehrenfräuleins der Königin eben habe hängen sehen."

Doch wir wenden uns von dieser Episode zu unserer Heldin zurück, um sie erst da zu verlassen, wo Gott sie erwartete.

15.

Die Lösung des Versprechens.

Die Gräfin von Bossut war ihrem Versprechen gemäß nach Glimes zurückgekehrt; ruhiger, wenn auch nicht glücklicher, setzte sie ihr stilles zurückgezogenes Leben zwischen Gudula und ihren Erinnerungen fort; sie empfing wenig Briefe, schrieb dagegen viele und fragte alle Echos nach dem Undankbaren, der sie verließ und den sie doch so sehr liebte. Amanieu allein hielt ihren Muth aufrecht. Er sprach ihr Hoffnung zu, die er durchaus nicht theilte, an die sich aber ihre Seele klammerte und die sie für begründet zu halten versuchte.

Eines Abends, fast drei Monate nach jener Begegnung in Amiens, welche ihrem Dasein eine Veränderung gab, saß sie allein in ihrem Zimmer; es war kalt und ein großes Feuer brannte in dem Kamine; sie blickte in die tanzenden Flammen und hing ihren Träumen nach. Gudula

spann in einer Ecke; das Hündchen schlief zu den Füßen der Herrin und die Stille wurde nur durch das knisternde Feuer und das schnurrende Rad unterbrochen.

Mit einem Male tönte die Klingel am Thor, ein Wagen rollte herein und die Gräfin sprang auf, als habe sie ein Dolchstoß in das Herz getroffen.

„Heinrich!" sagte sie. „Mein Heinrich! Gudula, geh, laß ihm öffnen. Gott, ich danke Dir!"

Da die alte Dienerin nicht schnell genug aufstand, so eilte sie selbst freudetrunken und mit ausgebreiteten Armen, in den Corridors hin.

Sie hatte sich in der That nicht geirrt; es war Heinrich von Guise. Auf den Stufen vor dem Schlosse begegneten sie einander; sie warf sich an seine Brust; er umfaßte die Zitternde und fast Ohnmächtige, aber — und das bemerkte sie wohl — er erwiederte die Liebkosungen nicht so lebhaft als sie dieselben gab. Die wahre Liebe ist so scharfblickend und so fein fühlend!

Hinter dem Herzoge von Guise erschien Amanieu, bleich und betrübt; er verbeugte sich vor seiner Cousine und küßte ihr die Hand, als sie sich etwas wieder erholt hatte. Sie gingen dann in das Zimmer, in welchem das Feuer brannte und Gudula noch immer spann, die erst jetzt aufstand und ihr Spinnrad hinweg trug, aber ohne ein Wort zu sagen. Amanieu allein bemerkte es und nickte ihr freundlich zu.

„Du endlich hier, Heinrich!" sagte Honorine. „Welche Freude! Und Du bleibst lange, nicht wahr? Du kommst ganz zu mir zurück? Sprich! Sprich!"

„Noch nicht," antwortete er; „Du hast hoffentlich meine Worte in Amiens nicht vergessen. Ich muß nach

Italien reisen, wollte mich aber nicht so weit entfernen, ohne Dich noch einmal zu sehen und zu umarmen, ohne Dir zu wiederholen was Du so gut weißt als ich, nämlich wie theuer Du mir bist und wie hoch ich alles Edele und Große in Dir schätze."

„Mein Heinrich! Mein theurer Heinrich!"

„Je mehr ich andere Frauen sehe, um so mehr vermisse ich Dich. Aber wir wollen uns nicht betrüben in den Augenblicken, die dem Glücke bestimmt sind, sondern von Dir sprechen. Laß mich Dich ansehen, laß mich in Deinen Zügen den Zustand Deiner Seele lesen; laß mir Deine Augen sagen, ob Du Dein Versprechen gehalten hast."

Er führte sie lachend an das Licht auf dem Tische und betrachtete sie einige Secunden lang mit wirklicher Theilnahme, denn er liebte sie in der That, er liebte sie mit aller Gewissensqual, er liebte sie um des Opfers willen, das er ihr auferlegte und das sie so geduldig und edelmüthig auf sich nahm. Er fand sie schön, aber sehr bleich und er fühlte sich gedrungen, ihr dies zu sagen.

„Heinrich, wann reisest Du?" antwortete sie ihm; „ich will es wissen, um nicht mehr Glück aufzunehmen als die wenigen Augenblicke zu fassen vermögen."

„Ich bleibe nur einige Stunden und breche morgen früh wieder auf. Ich machte einen weiten Umweg, um hierher zu kommen, obgleich meine Zeit kostbar ist."

Honorine ließ den Kopf sinken, um ihren Schmerz nicht bemerken zu lassen.

„Ach," dachte sie bei sich, „Monate, Jahre lang ist er am Hofe und verschwendet seine Zeit und sein Vermögen, für mich aber hat er nur einige Stunden. Jedoch..

ich muß mich fügen; er könnte mir ja nicht eine Minute schenken. — Ich danke," setzte sie leise hinzu, „ich danke Dir tausendmal, denn Du bringst mir doch einiges Glück, das Du mir hättest entziehen können."

„Also keine Klage! Keine Vorwürfe! Theure Honorine, ich bin Deiner nicht würdig."

„Du, Heinrich? Ich weiß nicht, ob man Dir einen Thron verheißen hat, aber wie hoch er auch sein mag, Du wirst seiner immer würdig sein. Trotz meiner Liebe bin ich nicht blind; ich kenne Dich besser als Du Dich selbst kennst und wenn Du wolltest.."

Trotzdem, daß sie sich mit dem Herzoge beschäftigte, verlor sie Amanieu nicht aus den Augen, der bis dahin noch kein Wort gesprochen hatte. Dieses sein trauriges Schweigen überraschte sie; sie wußte, daß nur ein Umstand also auf den Jüngling wirken könnte, etwas das sie und ihr Glück bedrohte. Sie sehnte sich also mit Muße ihn zu fragen und sie lauschte nach seinen Blicken; da er aber fortwährend schwieg, so entschloß sie sich endlich ihn anzureden. Sie fragte ihn, ob er sich nicht freue Italien zu sehen.

„Italien? Ich werde es nicht sehen. Ich verlasse den Herrn Herzog an der Grenze, wo er seine Leute wieder finden wird."

„Du verlässest ihn, Amanieu?"

„Du verlässest mich? Warum?"

„Weil ich des Auslandes überdrüssig bin und in mein Vaterland zurückkehren will zu meinen Landsleuten, unsern guten Flamändern."

„Ein wichtiger Grund allein kann Dich veranlassen, Amanieu, von Deinem Herrn Dich zu entfernen und diesen Grund will ich kennen. Nenne ihn mir sogleich."

„Ich habe allerdings einen Grund, aber ich werde ihn nicht nennen."

„Auch mir nicht, Du Narr?"

„Auch Ihnen nicht, Herr Herzog."

„Und es steht fest?"

„Ganz fest, Cousine."

„Ohne daß Du mir etwas davon gesagt hast, ohne daß ich den Vorsatz billige? Nein, Amanieu; auch verbiete ich es Dir. Ich kann nicht bei Heinrich bleiben, wer sollte statt meiner bei ihm sein, wenn Du ihn verläßest?"

„Ach Cousine," antwortete Amanieu, der sein Gesicht mit den Händen bedeckte, „Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen."

„Ein närrischer Kauz!" fiel der Herzog ungeduldig ein. „Als fehle es an Pagen und als erzeige er mir eine große Ehre, wenn er bei mir bliebe! Laß ihn, Honorine; wenn er es will, so mag er gehen."

„Durchlaucht, ich bin Ihr Diener, aber ich bin auch Edelmann und Sie wissen wohl..."

„Du willst mich doch nicht fordern? Der Bursch ist in der That verrückt."

„Keineswegs und Sie wissen es sehr wohl; Sie wissen, warum ich so spreche oder vielmehr warum ich nicht spreche."

Die Gräfin hielt eine Frage zurück, die ihr auf die Lippen trat, aber sie ahnete auch, daß man ihr etwas verberge, und von diesem Augenblicke an machte sie sich bereit, das Schlimmste zu erfahren. Es überraschte sie nicht. Sie hatte sich längst schon nicht mehr verheimlichet, daß ihre Ehe so gut wie gelöset sei und daß sie dies früher oder später werde aussprechen hören müssen. Sie erwartete das und

der erste Gedanke bei der Ankunft des Herzogs, der erste Gedanke, den sie freilich bald zurückgedrängt hatte, war der gewesen, er komme, um von ihr Abschied zu nehmen. Nach den Worten Amanieu's zweifelte sie nicht mehr, aber trotzdem wollte sie den Jüngling, dessen Herz sie kannte, bei dem Herzoge lassen, gleichsam als eine lebendige Erinnerung an sie.

„Amanieu, Amanieu, Du versprichst es mir, Du bleibst bei Deinem Herrn, wohin er auch gehen, was er auch thun möge. Du bleibst bei ihm wie sonst, Du theilst seine guten und schlimmen Geschicke, und Du thust das für mich und im Andenken an mich. Ich wünsche es und bitte Dich darum.“

Der Jüngling sah sie mit einem Blicke voll unaussprechlicher Trauer an, aber zu antworten vermochte er nicht. Er kniete vielmehr vor seinem Herrn nieder, ergriff die Hand desselben, küßte sie, wie es die damalige Sitte verlangte und sagte:

„Verzeihen Sie mir; Sie haben Recht, daß ich halb den Verstand verloren; die Frau Herzogin giebt ihn mir zurück und Sie werden in mir ferner den treuen Diener finden, der ich bisher gewesen bin.“

Der Herzog hob ihn auf, Honorine reichte ihm die Hand und drückte sie. Das war ihr einziger Dank und damals allerdings ein Beweis von großer Gunst. Amanieu war auch wie betäubt davon. Er benutzte diesen Augenblick, um hinauszugehen und die beiden Gatten allein zu lassen.

Am andern Morgen war Herr von Guise mit der Dämmerung auf; die Gräfin hatte sich, unter dem Vorwande, ihn ausruhen zu lassen, gleich nach dem Abendessen zurückgezogen.

„Ich bin nicht seine Frau mehr," dachte sie bei sich; „seine Maitresse mag ich nicht sein."

Der Herzog hielt sie nicht zurück; das Band löste sich von selbst und ersparte ihm die Mühe, dasselbe zu zerreißen. Er glaubte so sein Gewissen beschwichtigen zu können, da er ja die Verantwortlichkeit für das Verlassen nicht auf sich nahm. Er wollte denn auch nichts mehr sehen; weder die fiebergerötheten Wangen der armen Frau, noch die Thränen, welche sie zurückhielt. Sie saß so mit ziemlicher Gleichgültigkeit bei dem Frühstück, aber in ihrem Herzen brannte ein Schmerz, der sie tödten zu müssen schien. Alles ging so ziemlich gut bis zu dem Augenblicke, in welchem man meldete, daß Alles zur Abreise bereit sei und der Herzog in den Wagen steigen könne.

Da verließ sie der erheuchelte Muth; sie fühlte, daß sie ihn zum letzten Male sehe; sie warf sich ihm in die Arme, umschlang ihn mit ungestümer Leidenschaft und sprach:

„Nein, nein, er darf nicht fort! Man reißt mich nicht von ihm los! Heinrich! Heinrich! Wenn Du nicht willst, daß ich sterbe, so verlasse mich nicht, denn ich weiß, daß ich Dich nicht wiedersehen werde, ich weiß, daß Du nach Rom reisest, ich weiß, was Du dort beabsichtigest."

„Wer hat es Dir gesagt?" fragte er erschrocken, denn er sah ein neues Hinderniß voraus.

„Niemand! Niemand!" antwortete die Gräfin, der die Sinne mehr und mehr vergingen; „man braucht es mir nicht zu sagen, ich weiß es, ich fühle es. Heinrich! Heinrich! erbarme Dich meiner, verlaß das Schloß nicht, in dem Du mir meine Ruhe und mein Glück raubtest.. Glaubst Du, ich könnte Dich vergessen?"

„Honorine, ich bitte Dich, beruhige Dich; quäle Dich

nicht mit Einbildungen; wir werden einander wiedersehen, ich werde wieder kommen."

„Nein, Du kommst nicht wieder, nein, es ist das letzte Mal. Heinrich! Heinrich, erbarme Dich meiner!"

Der Herzog war in großer Verlegenheit. Es widerstrebte seiner Geradheit, die so vertrauende Frau zu täuschen und sie mit falscher Hoffnung hinzuhalten, die doch bald schwinden mußte; dagegen hatte er aber auch die Kraft nicht, ihr Alles zu sagen; er glaubte, sie würde es in diesem Augenblicke nicht ertragen. Gudula, welche seit dem Beginne dieses Auftritts ihre Ungeduld tausendfach zu erkennen gab, kam endlich zu Hilfe. Sie trat zu ihrer Herrin, küßte ihr das Kleid und sagte:

„Madame, Sie vergessen, wer Sie sind und die treue Dienerin Ihres Hauses muß Sie daran erinnern. Erniedrigen Sie sich nicht also, Sie, vor der eigentlich die Menschen knien müßten. Wenn der Herr Herzog Sie verläßt, so ist er zu beklagen, so muß er unglücklich sein, obgleich Sie es auch sind, da Sie ihn lieben. Weinen Sie, wenn Sie Thränen für eine solche Trennung haben, aber lassen Sie sich nicht zum Bitten herab, das ist Ihrer unwürdig."

Der Herzog ergriff sofort diesen Ausweg, obwohl er für ihn nicht eben ehrenvoll war.

„Gudula hat Recht," sagte er; „Du darfst mich nicht also bitten; ich werde zurückkommen, denn ich wünsche es so sehr als Du."

„Nein, nein," antwortete die Unglückliche, die weinte und schluchzte und den Kopf auf den Arm Gudula's stützte, die sie hielt.

Diesen Augenblick benutzte Guise, um hinauszugehen.

„Durchlaucht," sagte Amanieu, welcher an der Thür gewartet und nur einen Theil des Auftrittes gesehen hatte, „ich bewundre Ihren Muth."

Die Gräfin hatte Tritte gehört, blickte auf, sah um sich und rief in herzzerschneidendem Tone:

„Er ist fort!"

„Ach, daß er nie gekommen wäre!" flüsterte Gudula, welche die Herrin hielt, die ohnmächtig ihr in die Arme gefallen war.

Drei Wochen später saß Honorine bleich, mit fieberhaft glänzenden Augen an ihrem Schreibtische und siegelte einen Brief; man brauchte sie nur anzusehn, um zu errathen, daß sie einen entscheidenden Entschluß gefaßt und eine große That vollbracht hatte. Neben ihr lag ein Pergament, an dem die Siegel hingen. Sie schlug das Pergament auseinander, las mit Aufmerksamkeit die wenigen Zeilen, die es enthielt und nach einigen Augenblicken, in welchen ihr Gesicht den tiefsten Schmerz ausdrückte, setzte sie mit fester Hand ihre Unterschrift darunter.

„Es ist geschehen," flüsterte sie; „das Opfer ist gebracht; es bleibt mir nichts mehr als Du mein Gott, aber Du wirst mir nicht fehlen."

Und als wolle sie sich selbst Muth geben, las sie laut das Actenstück und die beiden folgenden Briefe, ehe sie sie schloß.

„Ich, Honorine von Glimes, Gräfin von Glimberghe, Wittwe des Grafen von Henin von Bossut, erkläre hiermit, daß ich in das Gesuch willige, das von Sr. Durchlaucht dem Herzog von Guise an den heiligen Vater gerichtet worden ist, unsere Ehe zu trennen; ich erkläre sie selbst für null und nichtig, entsage allen Rechten, die mir

in der Vergangenheit und Zukunft daraus erwachsen sein und noch erwachsen könnten und verspreche, sie niemals in Anspruch zu nehmen.

Honorine von Glimes."

„Ich weiß Alles, Heinrich, aber ich werde mein Versprechen halten wie ich auf das Deinige rechne. Hier ist das Document, das Du von mir verlangt hast; ich unterzeichnete es ohne Zögern; möge es Dich so glücklich machen als ich es wünsche! Du bist frei und nie wird ein Wort von mir Deine neue Verbindung stören. Erinnere Dich nur, daß ich Dich an dem Tage erwarte, an dem Du Trost bedarfst.

Honorine von Glimes."

Der andere Brief lautete also:

„Du liebst mich, Amanieu, Du willst, ich weiß es, den Schlag, der mich trifft, mildern und das Mittel dafür liegt in Deiner Hand: bleibe bei dem Herzoge von Guise, verlaß ihn nicht, sei sein guter Engel; Alles was Du für ihn thust, thust Du mir. Vermeide jeden Vorwurf, ich mißbillige ihn; beschuldige ihn niemals um meinetwillen, ja sprich von mir nur, wenn er selbst das Bedürfniß fühlt, mich zu erwähnen und sorge dafür, daß Du ihm nicht als lebendiger Vorwurf erscheinst; gieb mir oft Nachricht von ihm und von Dir; liebe ihn, denn dadurch zeigst Du Deine Liebe zu mir und ich vergelte Dir es doppelt aus Liebe zu ihm und zu Dir."

Sie schloß die drei Schreiben in ein Couvert und rief dann Gudula, die an der Thür wartete.

„Uebergieb das Packet dem Boten, der in dem Hofe wartet und sag ihm, er solle sofort aufbrechen; es hat Eile. Dann befiehl, daß alle Thore und Thüren des

Schlosses und Parkes geschlossen werden, wie sie es sonst waren und daß man Niemanden einlasse; es ist nun ein Grab. Ich bin für diese Welt verloren, ich bin zweimal Wittwe und kann, bis der Tod mich abruft, nichts thun als Gott dienen, der mich hoffentlich über Alles trösten wird.“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saint Mars, Gabrielle Anne de

Die Gräfin von Bossut Roman von der Gräfin Dash. Aus dem Französischen von A. Diezmann

Bd.: 2

Leipzig 1856

P.o.gall. 2562 l-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101208-2